1,90 DM / Band 657
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 15,-

NEU



GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Angst vor dem roten Phantom

Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,40 / Spanien P 180



Angst vor dem roten Phantom

John Sinclair Nr. 657

von Jason Dark

erschienen am 05.02.1991

Titelbild von Edirne Ertugrul

Sinclair Crew

Angst vor dem roten Phantom

Es war dunkel und tiefe Nacht. Die beiden Männer in dem blauen Mazda dachten an Mord, denn Töten war ihr Job.

Eigentlich lag ihrer Meinung nach keine große Sache vor ihnen. Es galt, einen Zeugen zu beseitigen.

Dieser Mann lebte abseits von London, stammte aus Irland, gehörte zu den Dickköpfen und gleichzeitig zu den Typen, die glaubten, dass es noch so etwas wie Gerechtigkeit gab. Der Zahn sollte ihm gezogen werden…

Gegen ein Uhr würden die beiden Killer das Ziel erreicht haben. Spätestens eine halbe Stunde danach konnten sie sich schon wieder auf die Rückfahrt machen.

Der Fahrer hieß Felix Picarotta und machte eigentlich einen gemütlichen Eindruck, was spätestens aufhörte, wenn er einen Schalldämpfer auf den Lauf des Revolvers schraubte. Dann verlor sein rundes Gesicht jeglichen Ausdruck und wurde zu einer kalten Grimasse.

Neben ihm saß Dino Romero. Er wurde auch die Schlange genannt, weil er ebenso schnell und wendig war. Dabei konnte er blitzschnell zustoßen, das tat er meistens mit einem Stilett. Er war aus den Staaten geflohen, weil ihm der FBI zu dicht auf den Fersen gewesen war. London betrachtete er als Übergangsstation. Er wollte weiter nach Rom, wo eine große »Familie« auf ihn wartete.

In zwei Tagen würde er bereits im Flieger sitzen. Dass der große Logan Costello, Mafiachef in London, ihm Schutz gewährt hatte, dafür war er dem Capo Dank schuldig. Deshalb hatte er sich auch für den Job gemeldet und Felix gebeten, ihm die Aufgabe zu überlassen.

Sie hatten den Motorway verlassen und hatten es nicht mehr weit.

Picarotta fluchte, als die Scheinwerferkegel von den grauweißen Nebelwänden verschluckt wurden.

»Ihr habt doch immer Nebel«, meinte Romero gelassen. »Ich würde mich da gar nicht aufregen.«

»Trotzdem hasse ich ihn.« Felix Picarotta senkte das Tempo. Man wusste nie, ob noch irgendwelche Hindernisse in der Brühe lauerten, die ein menschliches Auge zu spät wahrnahm.

Dann tauchten sie ein.

Unwillkürlich hatten sich die beiden Männer nach vorn gebeugt.. Jeder wollte so viel sehen wie möglich, doch sie bekamen kaum etwas zu Gesicht.

Bald kam ihnen noch ein Wagen entgegen. Seine Scheinwerfer blendeten trotz des Nebels. Die Lichter zerflossen zu gleißenden Seen.

An der linken Seite war vom Bewuchs der Umgebung nichts zu sehen. Nur lang gezogene, dunkle Schatten, die sie wie eine nicht enden wollende Bahn begleiteten.

»Hoffentlich zieht sich das nicht hin«, murmelte Romero, als er zu seinen Zigaretten griff. Er klaubte ein Stäbchen aus der starren Packung und erntete von Felix einen wütenden Blick.

»Musst du jetzt qualmen?«

»Ja.« Gelassen zündete Romero das Stäbchen an. »Dafür saufe ich nicht. Und die Weiber können mir auch gestohlen bleiben.«

Picarotta lachte wie ein Teenie. »Wieso - bist du schwul?«

»Das nicht, aber du kannst dich auf die Weiber nicht verlassen. Einmal habe ich es getan. Das war in L. A.«

»Und?«

»Es ging schief. Die Kleine hat mich verraten. Sie wollte Stoff. Sie wusste, dass ich einem Dealer aus Mexiko mein Messer zu schmecken gegeben hatte. Da wollte sie mich erpressen. Ich besorgte ihr Stoff, dann verriet sie mich zum Dank an irgendeinen Sozialen, der Süchtige auf den rechten Pfad bringen wollte.« Romero lachte scharf in der Erinnerung an die Sache damals. »Dem habe ich es aber gegeben.«

»Und was war mit der Kleinen?«

»Sie lebt noch. Nur erkennt sie sich nicht mehr, wenn sie in den Spiegel schaut. Sie hat sich um den Verstand gekifft.«

Dino blies den Rauch gegen die Scheibe und vernebelte den Wagen auch von innen. Sie steckten noch immer in der Suppe. Ein Ende war nicht abzusehen.

»Manchmal kommt es eben knüppeldick«, sagte Felix. »Mich hat noch kein Weib verraten.«

»Warum nicht?«

»Im Gegensatz zu dir bin ich seriös.«

Romero lachte glucksend. »Sag nur, du bist verheiratet.«

»Genau, und das seit zehn Jahren. Die Familie sorgt für unseren Schutz. Als ich mal saß, brauchte niemand zu hungern. Meine Frau nicht und meine beiden Kinder nicht.«

»Magst du Kinder?«

»Sicher. Ich habe einen Jungen und ein Mädchen. Die Kleine ist mir besonders ans Herz gewachsen. Sie ist ein richtiges Goldkind und wickelt mich um den Finger. Ich bin der Meinung, dass man in unserem Job verheiratet sein sollte. So geht alles seinen normalen Weg.«

Romero schüttelte den Kopf, während er die Zigarette ausdrückte. »Das begreife ich nicht. Wie kann man nur so reden und dann einen Job ausführen wie wir?«

»Alles muss seine Ordnung haben.«

»Klar, bis auf den Nebel.« Romero rieb seine Hände, als würde er frieren. »Bin ich froh, wenn ich in Italien sitze. Dort ist es warm, da lasse ich mir die Sonne auf den Bauch scheinen…«

»Und die Arbeit…?«

»Ich steige in der Familie hoch, hat man mir versprochen. Die Feuertaufe in den Staaten liegt hinter mir. Ich bin gerüstet für Bella Italia. Ein tolles Gefühl, sage ich dir.«

»Kann ich mir denken.«

»Aber du bleibst, nicht?«

»Hör mal«, beschwerte sich Picarotta. »Ich bin hier aufgewachsen. London ist meine Heimat, nicht Roma oder Napoli. Obwohl ich einmal im Jahr in Stresa bin.«

»Das ist weit im Norden.«

»Ja, am Lago Maggiore. Da stamme ich her.« Felix reckte sich. »Der Nebel wird lichter. Wir lassen ihn gleich hinter uns.« Er gab wieder etwas mehr Gas. »Ich habe über deine Rückkehr nachgedacht und glaube nicht, dass du nur in der Sonne liegen wirst.«

»Was glaubst du dann?«

»Dich wird der Job fressen, den die Familie für dich bereithält. Was ist es denn?«

»Etwas Neues.«

»Hm.« Felix Picarotta überlegte. »Ich hörte, dass du ein intelligenter Typ sein sollst. Hast sogar studiert. Irgendetwas in naturwissenschaftlicher Richtung.«

»Das stimmt. Biologie.«

»Was über Pflanzen?«

Dino lachte. »So ähnlich, wenn du sie zerlegst und dir gewisse Dinge unter einem Elektronenmikroskop ansiehst. Es gibt da ganz neue Möglichkeiten, verstehst du?«

»Sicher. Ich verstehe, aber ich begreife nicht. Das ist der große Unterschied.« Felix starrte nach vorn. Der Nebel war zwar dünner geworden, leider begleitete er sie weiterhin. »Darf ein Mann mit normaler Bildung oder Nichtbildung dich etwas fragen, Dino?«

»Immer.«

Felix setzte zweimal an. »Hast du etwas mit den oft zitierten Genen zu tun?«

Romero antwortete zunächst nichts. Er pfiff leise.

»Das reicht mir«, sagte Felix.

»Die Organisation muss eben neue Gebiete erschließen.«

Picarotta schlug mit der flachen Hand auf das Lenkrad. »Das ist pervers, das ist so verdammt pervers. Dafür finde ich einfach keinen Ausdruck mehr.«

Romero streckte die Beine aus und zog sie wieder an. Das tat er mehrere Male hintereinander.

»Die Antwort hat dir wohl nicht gepasst.«

»Spielt keine Rolle. Ich wundere mich nur darüber, dass du sie ausgesprochen hast. Du bist ein Killer, Felix. Wie viele Menschen hast du schon umgelegt?«

»Nicht mehr als fünf.«

»Das sind fünf zu viel, wenn man die Moralvorstellungen als Basis nimmt. Du hast sogar Familie, sorgst für zwei Kinder, nennst die Aussichten der Zukunft pervers. Das darf sich doch einer wie du überhaupt nicht erlauben.«

»Wenn ich abdrücke, ist das zwar auch nicht gerade moralisch, aber nicht so heimtückisch wie Viren oder was man sonst noch unter diesem Gebiet versteht. Da kannst du Völker ausrotten. Ich kann mir denken, dass die Familie ihr Knowhow verkaufen will.«

»Wenn ja, sind es nicht deine Sorgen, Felix. Lass dir eines gesagt sein, Freund. In der Zukunft kann man nicht nur durch eine schnelle Kugel oder einen Messerwurf vorankommen. Man muss versuchen, auch in andere Regionen vorzustoßen.«

»Gut, das Thema ist…«

Genau in dem Augenblick passierte es. Der Junge tauchte plötzlich auf wie ein Phantom. Irgendwo am linken Straßenrand erschien er und lief auf die Fahrbahn.

Aber er war kein Phantom, er war real.

Und die Kühlerschnauze des Mazda erwischte ihn!

***

Es war furchtbar, und der Anblick fraß sich tief in die Erinnerung des Killers und Familienvaters.

Nach dem harten Aufprall war der schmale Körper durch die Luft gewirbelt worden.

Dino Romero stieß einen Fluch aus, der Fahrer aber war nur entsetzt und merkte kaum, dass er bremste. Er hatte nur Augen für den Körper, der in ungewöhnlich grotesken Bewegungen durch die Luft wirbelte, als hätte er sich in eine Puppe verwandelt, dann steinhart zu Boden schlug, aufprallte, auf dem feuchten Untergrund noch quer über die Fahrbahn rutschte und an der rechten Seite liegen blieb, dicht am Straßengraben, als wollte er dort noch mit einer verzweifelten Bewegung hineinkriechen.

Der Mazda stand!

Bei ihm war nur die Stoßstange leicht verbogen, ansonsten hatte sich nichts getan.

Dino Romero fluchte. Er tat es leise, aber voller Wut. Sie standen in der Finsternis, als hätte jemand einen Sack mit schwarzer Watte über ihre Köpfe gestülpt.

Felix Picarotta bewegte sich nicht. Er hatte die Hände vor sein Gesicht geschlagen, aber eine Lücke zwischen den kleinen Fingern gelassen, durch die seine Worte drangen.

»Ein Kind«, flüsterte er, »verdammt noch mal, ich habe ein Kind überfahren…« Er schluchzte auf und schüttelte den Kopf, ohne die Hände vom Gesicht wegzunehmen.

»Sei ruhig, Memme!«

»Nein, Dino, das kannst du nicht verstehen. Wir haben ein Kind überfahren. Ich saß am Steuer, ich bin der Schuldige! Ebenso gut hätte es meine Tochter sein können.«

»War es aber nicht.« Romero schüttelte den Partner. »Komm wieder zu dir. Wir haben einen Job zu erledigen.«

Felix ließ die Hände langsam sinken. Dino sah, dass er tatsächlich geweint hatte. Seine Augen waren rot und angeschwollen. Er schien

mit seinen Nerven am Ende zu sein.

Romero schaltete sein Gehirn ein. Es war wichtig, dass er gewisse Dinge übernahm. »Also gut«, sagte er, »wenn es dich beruhigt, werde ich aussteigen und nachsehen. Vielleicht haben wir ja Glück, dass der Junge noch lebt.«

»Nein, Dino, nein. Ich habe gesehen, wie er durch die Luft wirbelte. So sieht kein Mensch mehr aus, der lebt. Ich kenne mich aus.«

Dino Romero gab keine Antwort mehr. Es hatte keinen Sinn, mit Felix reden zu wollen. Er musste die Dinge jetzt in die Hand nehmen, öffnete den Wagenschlag und stieg aus.

Picarotta schaute gar nicht erst hin. Er hätte sich am liebsten in ein großes Loch verkrochen. Sein Blick glitt über die Fahrbahn. Wie leer gefegt lag sie vor ihm. Kein Fahrzeug fuhr ihnen entgegen, und das war gut so.

Seine Gedanken arbeiteten wieder normaler. Er fragte sich, woher der Junge wohl so plötzlich gekommen war. Wie aus dem Nichts war er erschienen, urplötzlich.

Es gab kein Haus, keinen Ort in sichtbarer Nähe.

Durch die Nase holte er Luft und schüttelte den Kopf. Zu seinem Kumpan schaute er nicht hin. Der hatte mittlerweile die schmale Gestalt des Jungen erreicht und sich über sie gebeugt. Da der Junge auf dem Bauch lag, konnte er nicht feststellen, ob er noch lebte. Er drehte ihn vorsichtig auf den Rücken.

Licht brauchte er keines. Der Blick in das Gesicht mit dem entsprechenden Ausdruck in den Augen sagte ihm genug. Der Junge lebte nicht mehr. Es hatte ihn tödlich erwischt.

Vom Aussehen her konnte er auch ein Italiener sein. Das dunkle Haar, der ebenfalls etwas dunklere Teint, die ebenfalls dunklen Pupillen, das passte auf einen Südländer.

Eine Verletzung war nicht zu sehen, auch kein Blut.. Der Junge musste an inneren Verletzungen zu Tode gekommen sein.

»Mist, verdammt!« Er schickte noch einen leisen Fluch hinterher. Wütend schüttelte er den Kopf.

Erst jetzt rann ihm ein Schauer über den Rücken. Seine Hand kroch zur Waffe, weil er sich plötzlich beobachtet fühlte. Irgendetwas stimmte hier nicht. Er konnte zwar nichts erkennen, es war auch nach wie vor ruhig in der unmittelbaren Umgebung, aber er wurde trotzdem den Eindruck nicht los, dass jemand auf der Lauer lag.

Auch konnte der Junge nicht vom Himmel gefallen sein. Da war etwas, mit dem er nicht zurechtkam.

Mit schlurfenden und müde wirkenden Schritten ging er zurück zum Wagen, blieb an der offenen Tür stehen und schaute gebückt hinein. Felix hatte den Kopf gedreht.

Dino nickte nur.

»Er ist also tot?« Picarotta wollte es genau wissen.
»Ja.«
Felix sagte nichts. Er saß da, schluckte, ballte die Hände zu Fäusten und atmete hektisch.
»Hast du einen Vorschlag, Felix?«
»Nein, den habe ich nicht.«
»Gut, dann werden wir fahren. Wir können nichts mehr tun. Tut mir ja auch Leid die Sache…«
»Hör auf, Dino. Hör endlich auf!«
Romero stieg ein. Dabei bewegte er sich wie ein Greis, holte tief Luft, kam aber nicht dazu, etwas zu sagen, denn zu beiden Seiten der Straße sahen die beiden Männer die Bewegungen. Aus den Büschen schälten sich plötzlich die Gestalten hervor.
Sie kamen, und sie brachten die Furcht mit. Es waren Männer und Frauen, ungewöhnlich gekleidet.
Sie hatten maskenhafte Gesichter.
Sie kamen wie Zombies. Ihre Bewegungen wirkten wie eingefroren und sie bauten sich vor dem Fahrzeug in einer Reihe auf. Manche von ihnen schlugen die Schöße ihrer Jacken zurück, damit die Waffen sichtbar wurden, die sie trugen.
»Verdammt, was sind das…?«, flüsterte Dino.
»Keine Ahnung.«
Romero zog seine Waffe. Er legte sie für die Fremden nicht sichtbar auf seinen Schoß. »Wenn die Ärger machen wollen, fahr an. Fahr sie einfach über den Haufen!«
Picarotta tat nichts. Er saß da und schluckte. »Sie gehören zu dem Jungen, sage ich dir. Es sind Leute aus seiner Familie, das spüre ich.«
»Na und?«
»Zigeuner«, flüsterte Felix. »Jetzt habe ich es. Das sind Zigeuner. Sinti oder Roma…«
»Ach ja?«
»Ich weiß es. Wir haben einen Zigeunerjungen überfahren. Weißt du, was das bedeutet, Dino?«
»Nein, es ist mir auch egal. Ich will hier weg. Wir müssen noch jemanden erledigen.«
»Die lassen uns nicht weg.«
»Dann fahre ich, verdammt!«
Felix schüttelte den Kopf. Jetzt bewegte er die Lippen, ohne etwas zu sagen. Im weichen Dunst der Schwaden hatten sich die Menschen vor dem Wagen aufgebaut. Sie wirkten wie tiefgefrorene Gespenster, die jeden Augenblick zu einem schrecklichen Dasein erwachen konnten.
»Soll ich uns den Weg frei schießen?«, zischte Romero wütend.
»Das wird uns nichts helfen.«
»Du Idiot, du…« Er sprach nicht weiter, weil sich ein Mann aus der

Mitte der Reihe bewegt hatte und mit langsamen Schritten auf den Wagen zukam.

Er blieb dicht vor dem Mazda stehen und schlug mit der flachen Hand auf die Motorhaube. Beide Männer zuckten zusammen, taten allerdings nichts.

Weil die Fenster offen standen, waren die Worte des Mannes gut zu hören. Sie erinnerten an einen alten Richterspruch, an Worte der Strafe und Vergeltung.

»Ihr habt getötet, ihr habt ein Kind überfahren. Ihr habt keine Rücksicht auf Leben genommen. Diejenigen, die auf das Leben keine Rücksicht nehmen, wird das Leben bestrafen. Wir werden es euch nehmen. Wir werden euch das Leben nehmen und euch in die finsteren Gefilde des Todes schicken. Es wird ein Rutsch in die Hölle werden, in die tiefe Hölle, wo Elend und Grauen über euch kommen werden, um euch zu vernichten. Ihr entgeht der Rache des Phantoms nicht.«

Dino Romero schaffte ein kratziges Lachen. »Wovon hat der Alte geredet? Von einem Phantom?«

Picarotta gab keine Antwort. Er schaute auf den Alten und wusste, dass dieser Mann keine Sprüche von sich gab. Er war zwar außergewöhnlich gekleidet, was dem Ernst seines Auftretens aber nichts tat. Sein Mantel stand weit offen und hing wie ein dunkelroter Umhang über seinen Schultern. Er trug ein helles Hemd, eine Weste. Die Hosenbeine verschwanden in Stiefelmanschetten.

Sein Gesicht wirkte wie eine Landschaft, die das Leben gezeichnet hatte. Die Augen strahlten ein Versprechen aus. Sie sagten ebenso viel wie seine Worte.

»Der hat Recht!«, keuchte Felix. »Der hat so verflucht Recht. Wir werden nicht entkommen.«

»Wenn du noch einmal ein derartig dummes Zeug erzählst, schieße ich durch die Scheibe in den Schädel des Alten!«

»Tu es nicht - bitte!«

»Dann fahr endlich weiter! Ich will hier nicht festbacken, hast du gehört?«

»Ja, schon gut!«

»Das rote Phantom wird euch erwischen, ihr Mörder. Ihr könnt euch nirgendwo auf der Welt vor ihm verstecken, das schwöre ich euch. Es gibt keine Chance.«

»Fahr an!« Dino wurde ebenfalls nervös. Er wollte es nicht zugeben, aber die Worte des Alten waren ihm tief unter die Haut gegangen. Das war wie ein Horror.

Endlich drehte Felix den Zündschlüssel. Der noch warme Motor kam sofort.

»Und sofort das Gas!«

Das tat Felix nicht. Er fuhr langsam an. Er wollte nicht noch einen Toten oder Verletzten. Der Junge hatte ihm gereicht und er wusste auch, dass ihm diese Szene sein Leben lang nachlaufen würde. Sie war nicht mehr aus seinem Gedächtnis zu löschen.

Gingen sie zur Seite?

Ja, sie gingen, denn Dino hielt seinen Revolver so, dass alle die Waffe sehen konnten.

Und sie wichen zurück.

Innerhalb der dünnen Dunstschwaden sahen ihre Bewegungen aus, als würden die Gestalten über dem Boden schweben. Alles wirkte so leicht und fließend. Wenn überhaupt Laute zu hören waren, dann verschluckte der Dunst sie.

Die Gestalten glitten vorbei und verschwanden hinter ihnen in den dünnen Schleiern. Dort sahen sie noch aus, als würden sie sich allmählich auflösen.

Dino Romero lachte und steckte die Waffe weg. »Zigeuner«, keuchte er, »ausgerechnet. Die haben mir mit ihren verdammten Sprüchen noch gefehlt, ausgerechnet die!«

»Es sind keine Sprüche.«

»Das weißt du aber verdammt gut.«

»Ja.«

»Und woher?«

»In meiner Nähe haben mal Zigeuner gewohnt. Sie kamen aus Jugoslawien. Wir haben uns mit ihnen ganz gut verstanden. Ich habe einiges gelernt, und ich weiß auch, dass sie gewisse Mythen mitgebracht haben, die nicht aus dem europäischen Raum stammen.«

»Ach ja? Woher denn?«

»Aus Asien. Indien, um genau zu sein. Die Heimat der Zigeuner ist Indien.«

Romero hob die Schultern. »Es ist mir egal, woher sie kommen. Nur wundert es mich, dass du so ein Theater um diese Typen machst. Ich sehe das lockerer, obwohl ich zugeben muss, dass es mir nicht gefallen würde, wenn sie sich an die Bullen wenden.« Von der Seite her sah Romero, wie sein Partner die Stirn krauste. »Hast du was?«

»Sie werden sich nicht an die Bullen wenden!«

»Okay, an wen dann?«

»Du hast gehört, wie sie von dem roten Phantom sprechen.«

Dino Romero riss den Mund auf, weil er schrill und kichernd lachen musste. »Glaubst du etwa daran?«

»Sehr sogar.«

Romero überlegte. »Dann rechnest du damit, dass dieses komische rote Phantom den Tod des Jungen rächen will. Oder sehe ich das falsch?«

»Nein.«

»Interessant. Und was kann das Phantom sein? Ein Geist? Ein killender Geist?«
»In diese Richtung geht es.«
»Mann!«, keuchte Romero. »Was habe ich mir mit dir nur angetan? Bist du eigentlich verrückt?«
»Ich wollte, ich wäre es.«
»Na ja!« Romero lachte. »Gesetzt den Fall, es stimmt. Dann möchte ich nicht in deiner Haut stecken. Ich bin bald verschwunden. Ich reise nach Rom, das solltest du nicht vergessen.«
Felix Picarotta wiegte den Kopf. »Ich will dir keine Angst einflößen, Dino, aber rechne nicht damit, dass du so schnell fliehen kannst. Die holen dich überall ein.«
»Rom ist weit.«
»Es braucht nicht Rom zu sein.«
»Also hier?«
»Natürlich.«
Felix hatte die Antwort mit einem derartigen Ernst in der Stimme gegeben, dass Dino nachdenklich wurde. Er sagte nichts mehr, schaute nach vorn auf die Straße, wo sich die Schleier fast aufgelöst hatten. Sie krochen nur mehr wie dünne Spinnenfinger über den Asphalt und verschwanden zu beiden Seiten in den Gräben.
Irgendwie fühlte er sich nicht mehr wohl. Seine Überheblichkeit war verschwunden. »Kennst du dich so gut aus, Felix?«
»Sicher. Ich erzählte dir doch, dass wir vor Jahren Kontakt zu einer Zigeunerfamilie hatten.«
Dino Romero klopfte dorthin, wo sich seine Waffe befand. »Die Kanone müssen sie erst einmal überwinden, verstehst du? So leicht bin ich nicht ins Jenseits zu schicken.«
»Von einem Killer nicht.«
»Aber von einem Phantom, wie?«, fragte Dino lachend.
»So ist es«, erwiderte Felix Picarotta mit ernster Stimme. »Ich hoffe nur, dass ich meine Familie noch einmal wiedersehe. Gnade können wir von denen nicht erwarten.«
Romero erwiderte nichts, musste aber zugeben, dass ihm äußerst unwohl geworden war. Er wünschte sich, schon jetzt im Clipper nach Rom zu sitzen. Stattdessen hatte er noch einen tödlichen Job zu erledigen…

***

Es war ein Bild wie geschaffen für den Fotografen!
Die Frau stand einfach nur da. Den leichten, langen Wollmantel ebenso offen wie das schwarze Lackhaar, das zu Locken gedreht war und doch bis zu den Schultern reichte. Sie trug unter dem grauen Mantel eine schlichte weiße Bluse, sehr weit offen, mindestens zwei

Knöpfe zu viel, und sie war einfach nicht zu übersehen.
Ich sah sie da stehen.
Keinen Schritt ging ich mehr weiter, denn ich dachte nach, um wen es sich handeln konnte. Ein leichtes Mädchen sicherlich nicht, auch kein Callgirl der Extraklasse, das sagte mir mein Gefühl.
Die Frau war etwas Besonderes.
Ich war an diesem Abend noch kurz vor die Tür gegangen, weil ich mir ein Bier gönnen wollte. Zu Hause fiel mir die Decke auf den Kopf, da war der Pub der richtige Ort. Die Sache in Lissabon hatten Suko und ich gemeinsam geschafft und so fremd und schön die Stadt auch gewesen sein mochte, der Pub lockte mich doch, auch wenn es dort nicht so feurig herging wie in den Lokalen der Lissaboner Altstadt.
Sie war einfach nicht zu übersehen, obwohl die Hälfte ihres Körpers im Schatten lag.
Außerdem hatte ich den Eindruck, als hätte sie auf mich gewartet, und von ihr ging ein Zauber aus, den ich als fremdländisch einstufte. Ich hatte eigentlich vorgehabt, nach rechts zu gehen. Jetzt ließ mich ihre Anwesenheit zögern.
Das merkte sie auch und fragte mit leiser Stimme: »Sind Sie Mr. John Sinclair?«
Ich lächelte schmal. »Möglich. Kommt ganz darauf an.«
Sie nickte und bewegte ihren Körper nicht. »Ich möchte mit einem gewissen John Sinclair reden.«
»All right, dann sind Sie richtig.«
»Danke.« Sie kam näher.
»Wollen wir hier reden oder in meiner Wohnung…?«
»Sie waren auf dem Weg, nicht?«
»Ja, ich wollte ein oder zwei Bierchen trinken. Mal richtig ausspannen.«
»Das tut mir Leid, wenn ich Sie gestört habe.«
»Überhaupt nicht. Ich habe einen Vorschlag. Kommen Sie doch einfach mit, Madam.«
»Das wäre wohl am besten.« Sie war jetzt so nahe herangekommen, dass ich sie genau erkennen konnte. Mich interessierte besonders ihr Gesicht. Wie sollte ich die Züge beschreiben? Es hatte einen aparten Ausdruck, war schmal geschnitten und ließ dennoch den Zug einer gewissen Exotik durchschimmern.
Es lag möglicherweise an den dunklen Augen, den hoch stehenden Wangenknochen und dem dunklen Teint. Ich konnte mir vorstellen, dass sie aus den, südlichen Gefilden Europas stammte.
»Meinen Namen kennen Sie. Darf ich dann um den Ihren bitten?«
»Ivana.«
»Hört sich gut an.« Ich räusperte mich. »Und wie weiter?«
Sie schaute auf die Spitzen ihrer Stiefeletten. »Ivana reicht, John.

Okay?«
»Wie Sie wollen.«
Sie warf mit einer Bewegung das Haar zurück. »In welche Richtung müssen wir gehen?«
»Kommen Sie!«
Nebeneinander schritten wir her. Ivana hatte die Hände in den Taschen des Mantels vergraben. Das Kleidungsstück war weit und glockenförmig geschnitten. Bei jedem Schritt schwang der untere Teil von einer Seite zur anderen.
»Sie denken über mich nach?«, fragte sie nach einer Weile.
»Ist das ein Wunder? Wenn man von einer sehr attraktiven Frau angesprochen wird, muss man einfach nachdenken. Über den Grund des Ansprechens, über sie persönlich…«
»Halt, John, halt. Der Grund ist nicht der, den sich viele Männer vielleicht eingebildet hätten.«
»Das kann ich mir denken. Sie sind nicht eine solche Person, Ivana.«
»Danke.«
»Wer sind Sie dann?«
Bevor sie antwortete, lauschten wir beide dem Klang unserer Schritte nach. »Haben Sie sich noch keine Gedanken darüber gemacht? Als Polizist sind Sie das gewohnt.«
»Stimmt, ich habe nachgedacht.«
»Was ist dabei herausgekommen?«
»Ich weiß es nicht - sorry.«
Zum ersten Mal hörte ich sie lachen.
»Ehrlich gesagt, das ist kein Kompliment für mich.«
»Kann sein.«
»Also, wie schätzen Sie mich ein?«
»Ich werde Ihnen später Rede und Antwort stehen, denn ich nehme an, dass Sie etwas auf dem Herzen haben, was Sie mir mitteilen wollen. Jedenfalls rechne ich stark damit.«
Sie nickte beim Gehen. »Da haben Sie nicht Unrecht. Dieser Besuch ist nicht rein privat.« Sie schaute gegen den Himmel. Über London war er ein dunkles Tuch, durch dessen Löcher Sterne blinkten.
Ein wunderschöner Altweibersommertag lag hinter uns. Wir hatten September, die Sonne stand schon tiefer. Es wurde früher dunkler, in den Nächten kühlte es sich stark ab, auch wenn tagsüber die Sonne geschienen hatte.
Jedenfalls war die große Hitze vorbei.
Ivana hob den Arm und deutete schräg, nach vorn, wo die Reklame des Pubs leuchtete. »Ist das unser Ziel?«
»Ja.«
»Sieht nett aus.«
Ich hob die Schultern. »Wenn man will, kann man dort seine Ruhe

haben. Wir werden uns eine Ecke aussuchen, wo wir miteinander reden können, ohne Zuhörer zu haben.«

»Das wäre gut.«

Zwei junge Männer verließen den Pub, sahen Ivana und fingen an zu pfeifen. Mehr taten sie nicht.

Dafür gingen sie Arm in Arm weiter, stützten sich gegenseitig.

Natürlich hatte ich mir meine Gedanken gemacht. Ich war gespannt, was Ivana von mir wollte. Bisher hatte sie mit keinem Wort das Thema angedeutet.

Ich hielt ihr die grün lackierte Tür auf, und wir betraten die Welt aus Rauch, Bier und Whisky.

Kein reines Männerreich mehr wie früher, aber eine Frau wie Ivana fiel auch jetzt noch auf. Zahlreiche Köpfe drehten sich nach uns um und musterten uns.

Ich grüßte in die Runde und deutete nach rechts, wo sich eine Nische befand, in der ein schmaler Tisch und zwei Stühle standen. Über dem Tisch leuchtete eine Messinglampe.

»Gefällt es Ihnen hier?«

Sie nickte nur und ließ sich von mir aus dem Mantel helfen. Zur weißen Bluse trug sie einen schlichten schwarzen Rock. Ihr Alter schätzte ich auf ungefähr dreißig Jahre.

Ivana traf keine Anstalten, die oberen Knöpfe der Bluse zu schließen. Sie setzte sich hin und bat um eine Zigarette, die ich ihr auch gab. Gleichzeitig erkundigte ich mich, was ich zu trinken bestellen sollte.

»Sie nehmen Bier?«

»Ja.«

»Das probiere ich auch.«

Der Wirt erschien und nickte uns grüßend zu.

»Zwei Bitter.«

»Groß oder klein?«

»Ich nehme ein kleines«, sagte Ivana.

»Bringen Sie mir das große.«

»Wird erledigt.«

Ich setzte mich, beugte den Oberkörper etwas vor und lächelte Ivana über den Tisch hinweg an.

»So, jetzt sitzen wir hier und können reden. Weshalb wollten Sie mich sprechen?«

Sie schaute mich aus ihren unergründlichen Augen an. »Wie schätzen Sie mich ein?«

»Ich weiß nicht so recht. Kann es sein, dass Sie aus Südeuropa stammen?«

»Stimmt. Aus Jugoslawien.«

»Das dachte ich mir. Und weiter?«

»Ich gehöre einem Volk an, das in allen Ländern unseres tollen

Europas nicht gelitten ist.« Sie sagte es mit Bitterkeit in der Stimme. »Wir werden überall davongejagt!«

»Sinti?«, fragte ich. »Oder Roma?«

Ivana nickte. »Sie können auch gleich Zigeuner zu uns sagen, John.«

»Warum?« Ich lehnte mich zurück und schaute sie durch eine Qualmwolke hinweg an. Dahinter wirkte ihr Gesicht seltsam weich und verschwommen. »Wissen Sie, Ivana, ich stehe Ihrem Volk neutral gegenüber. Ich behandle einen Sinti oder Roma ebenso normal wie einen Briten. Kein Volk ist besser oder schlechter. Es gibt bei beiden solche und solche. Sie werden mir sicherlich zustimmen, dass es auch bei Ihrem Volk so ist. So weit meine Ansicht über ihr Volk.«

Der Wirt brachte unser Bier. Dadurch bekam Ivana Zeit, über eine Antwort nachzudenken. Sie nahm einen Schluck und auch ich trank. »Wenn es tatsächlich Ihre Meinung ist, John, dann finde ich das okay.«

»Ja.«

Sie schaute in ihr Bier. Das Licht fiel gegen die weiße Bluse und machte den Stoff durchscheinend.

»Es wird Ärger geben«, erklärte sie.

»Für wen?«

»Für Sie möglicherweise, John. Aber Sie können diesem Ärger entgehen, wie ich meine. Deshalb bin ich zu Ihnen gekommen. Ich möchte mit Ihnen vorher über gewisse Dinge reden.«

»Bisher haben Sie sich nicht gerade offenbart. Ich blicke auch jetzt nicht durch.«

»Das wird sich ändern.«

»Darauf warte ich.«

»Ich kann nicht voraussetzen, John, dass Sie sich in der Geschichte unseres Volkes genau auskennen, aber ich möchte Ihnen sagen, dass wir eine lange Geschichte und tiefe Tradition besitzen. Das müssen Sie mir glauben.«

»Sicher.«

»Wir sind ein Wandervolk und wir haben damit angefangen, über unsere Wurzeln nachzudenken. Wir fanden sie in Asien.«

»Indien.«

»Gut, John. Sie wissen etwas.«

»Das bleibt in meinem Beruf nicht aus.«

Ivana trank einen Schluck Bier. »Von unseren langen Reisen durch die Welt und die Jahrhunderte ist immer etwas zurückgeblieben. Wir kamen mit fremden Völkern und anderen Kulturen in Berührung. Wir haben immer etwas aufgesogen, das sich in unsere Mythologie mischte. So kam es zu außergewöhnlichen Wissensgebieten.«

»Sprechen Sie von Ritualen?«

Ivanas Augen nahmen den Glanz der Lampe an, als sie mich anschaute. »Nicht nur das. Ich fasse es in einem Begriff zusammen.

Magie! Es ist die Magie, John.«

»Wobei Sie bei mir an der richtigen Stelle sind.«

»Das habe ich stark gehofft.«

»Und weiter…?«

Ivana nickte. »Wie ich weiß, werden Sie immer dort eingesetzt, wo andere nicht weiterwissen…«

»Moment, so kann man das nicht sehen.« Ich lachte leise. »Diese Überheblichkeit liegt mir fern. Ich habe zusammen mit meinem Kollegen Suko eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen, das ist alles. Ich nehme mich der Fälle an, die ins Okkulte gleiten. Wir wissen, dass es Wesen gibt, die aus anderen Welten stammen, so müssen Sie das sehen, Ivana. Dabei gehen wir natürlich global vor und beschränken uns nicht auf Werwölfe oder Vampire.«

Sie hatte in meine letzten Worte hinein genickt. Ein seufzend klingender Atemzug drang über ihre Lippen. »Weil dem so ist, habe ich mich an Sie gewandt. Und zwar mit einer Warnung.«

»Oh, damit habe ich nicht gerechnet. Wovor wollen Sie mich denn warnen?«

»Vor einem Fall, der eintreten wird.«

»Moment«, sagte ich und räusperte mich. »Wir haben uns richtig verstanden. Sie sprechen von einem Fall, der erst noch eintreten und zu dem man mich rufen wird.«

»So ist es, denn es bleibt den Leuten nichts anderes übrig. Ich möchte Sie davor warnen, in diesen Fall einzusteigen. Lassen Sie einmal die Finger davon. Es ist eine Sache, die Sie zwar beruflich etwas angeht, die Sie aber dennoch hintan stellen sollen. Kümmern Sie sich nicht darum.«

»Worum wird es denn gehen?«

»Um Rache!«

Ich hob die Schultern. »Es berührt mich schon seltsam, diese Antwort aus Ihrem Munde zu hören, Ivana. Sie wollen sich also rächen, wenn ich Sie richtig verstanden habe.«

»Ja, das ist unsere Sache. Das müssen wir einfach, Mr. Sinclair. Tut mir Leid.«

»Darf ich fragen, an wem Sie sich rächen wollen?«

Die dunkelhaarige Frau schaute in ihr Glas. »Ich werde Ihnen eine indirekte Antwort geben. Wir rächen uns an zwei Menschen, die Sie ebenfalls als Verbrecher bezeichnen würden. Ich sage, dass es um diese beiden nicht schade ist.«

»Tut mir Leid, Ivana, diese Moral kann ich leider nicht unterschreiben.«

»Das habe ich befürchtet. Aber glauben Sie mir. Wir müssen es durchziehen. Es ist einfach zu schlimm.«

Ich zündete mir ebenfalls eine Zigarette an. »Wollen Sie mir nicht

sagen, um was es geht?«

»Nein. Ich kann nicht als Verräterin dastehen. Aber ich rechne damit, dass Sie in den Fall einsteigen, denn es hat mit den alten Ritualen zu tun.«

»Mit Magie?«, hakte ich nach.

»Sicher.«

Ich kam mir vor wie auf einer Insel sitzend. Nur die Frau und ich, sonst niemand. Die Stimmen der anderen Gäste waren zu einem Murmeln geworden, das aus irgendeiner unbestimmten Ferne kam und den kleinen Pub durchschwang.

Ivanas schwingendes Lachen riss mich aus dieser Traumwelt wieder zurück in die Wirklichkeit.

»Ich kann mir vorstellen, wie Sie nachdenken, John. Aber denken Sie daran, es hat keinen Sinn. Fahren Sie für einige Tage weg…«

»Wen wollen Sie töten?«

»Verbrecher, Mörder!«

»Nur in Ihrem Sinne?«

»Nein, John, allgemein. Die Leute, von denen ich spreche, sind Verbrecher, denen ein Menschenleben nichts wert ist.«

»Nun sind Sie persönlich betroffen, wie ich denke.«

»Ja, unsere Sippe.«

»Man hat also einen Menschen aus Ihrer Sippe getötet und Sie wissen alle, wer es tat.«

»Genau kombiniert.«

»Dann sollten Sie sich an die Polizei wenden, was Sie auch getan haben. Wenn Ihre Anschuldigungen stimmen, wird der Täter vor Gericht gestellt und abgeurteilt.«

»Das sagen Sie, John!«

»Weil es stimmt.«

Ivana winkte mit beiden Händen ab. »Da können Sie Recht haben, wenn Sie den Mord an einem Kollegen aufklären wollen. Aber nicht an einem Zigeuner. Da gelten andere Gesetze. Das sage ich nicht nur so, das habe ich schon erlebt. Ich spreche aus Erfahrung. Wir haben uns lange genug ducken müssen, einmal ist Schluss. Ein jeder von uns ist davon überzeugt, dass mit zweierlei Maß gemessen wird…«

»Nicht bei mir.«

Sie blickte mir scharf ins Gesicht. »Ist es denn Ihre Aufgabe, normale Mörder zu jagen?«

»Nein, das überlasse ich den Kollegen.«

»Da haben wir es schon. Mit deren Hilfe kann ich nicht rechnen. Aber Sie würden mit dem Fall betreut, John, deshalb meine Warnung. Ich möchte nicht, dass wir gegen Sie sein müssten und Sie sterben.«

»Wie großzügig.«

»Lassen Sie den Spott, wenn es um Menschenleben geht. Wir finden

Ihre Aufgabe gut, John. Bitte, denken Sie immer daran, dass Sie noch vieles vor sich haben. Wir haben auch etwas vor uns und es wird der Gesellschaft nicht schaden, wenn jemand stirbt.«

»Ich kann keinen Mord dulden. Egal, ob die Tat in mein Ressort fällt oder nicht.«

Ivana nahm das Glas und drehte es. Auch das Bier geriet in kreisende Bewegungen. »Ich habe fast befürchtet, dass Sie so uneinsichtig sein werden, John.«

»Dann hätten Sie nicht zu kommen brauchen.«

»Das stimmt schon. Ich wollte Ihnen eine Chance geben. Vielleicht überlegen Sie es sich noch. Lassen Sie es bitte nicht bis zum Letzten kommen, John. Wie gesagt, es wäre schade um Sie, denn Ihre Aufgabe ist gewaltig.«

Ich war zwar nicht gerade von den Socken, aber eine derartige Warnung hatte mir noch niemand zukommen lassen.

Ich erhob mich, als Ivana aufstand und nach ihrem Mantel griff, der über der Lehne hing.

»Danke, bemühen Sie sich nicht.« Sie schlang den weit geschnittenen Mantel um sich. Noch einmal schaute sie mich warnend an und ich hatte dabei den Eindruck, als würde in ihren Augen ein kaltes Feuer leuchten. Dann ging sie weg.

Nicht nur ich schaute ihr nach, als sie mit langen Schritten durch den Pub ging und aus dem Lokal rauschte.

Tief atmete ich durch. Der Wirt kam und räumte die leeren Gläser weg.

»Das war ja ein Feger«, sagte er. »Sicher…«

»Wollen Sie noch ein Glas?«

Ich wischte über meine Stirn. Es hatte wohl keinen Sinn, die Verfolgung aufzunehmen. »Ein kleines Bitter noch.«

»Geht in Ordnung, Mr. Sinclair.« Man kannte mich hier namentlich, denn ich hatte schon öfter meinen Schlaftrunk in diesem Pub eingenommen. An die Theke ging ich nicht, nahm wieder Platz und dachte über die ungewöhnliche Frau nach.

Völlig emotionslos hatte sie von einem Mord gesprochen, der noch begangen werden sollte und der gleichzeitig in mein Ressort fiel. Das wollte mir eigentlich nicht in den Sinn. Es erschien mir nicht logisch. Wenn ich jemanden umbringen wollte, warnte ich nicht vor der Tat die Person, die sie aufklären würde.

Etwas stimmte da nicht. Oder sollte es tatsächlich Berechnung sein? Wollte Ivana und die Personen, die hinter ihr standen, nicht, dass ich gegen Sie anging, weil ich mich dann in Lebensgefahr begab?

Es war schon mehr als schwierig, auf diese Frage eine Antwort zu finden.

Als der Wirt mein nächstes Bitter brachte, hielt ich ihn am Arm fest.

»Sagen Sie mal, kannten Sie die Frau?«
Er musste lachen. »Die hätte ich zwar gern kennen gelernt, aber ich sah sie leider zum ersten Mal. Ein tolles Weib, wirklich. Damit kann man sich schon sehen lassen.«
»Richtig.«
»So eine fällt auf, Mr. Sinclair. Ich muss Ihnen sagen, dass ich sie zuvor nicht gesehen habe.«
»Ich habe verstanden.«
»Kann man sagen, dass Sie diese Person ebenfalls erst seit kurzem kennen?«
»Seit heute.«
Der Wirt pfiff. »Die würde ich nicht laufen lassen, die Kleine. Die ist ein Ereignis.«
»Kann man wohl sagen. Da Sie gerade hier sind, ich möchte zahlen.« Die Rechnung hatte er im Kopf. Ich beglich sie und legte noch ein kleines Trinkgeld hinzu.
Als der Wirt gegangen war, nuckelte ich an meinem Bitter. Sosehr ich über den Fall auch nachdachte, ich kam mit ihm nicht zurecht. Fest stand, dass ein Verbrecher umgebracht werden sollte. Das engte den Kreis der Personen zwar ein, brachte aber nicht viel.
Logan Costello!
Er, der Mafioso, war der große Chef der Londoner Unterwelt. Er kommandierte, er hatte seine Finger in allen Geschäften, er zog die Fäden in die hintersten Winkel und Ecken und auf sein Kommando gehorchten zahlreiche Killer.
Sollte Costello indirekt damit zu tun haben?
Wenn das zutraf, konnten sich einige aus der Zigeunersippe sehr warm anziehen, denn gegen die geballte Macht der Mafia anzukommen war so gut wie unmöglich.
Es waren alles Spekulationen. Aus Spaß hatte mich Ivana sicherlich nicht getroffen. Dahinter steckte schon eine verdammt ernste Sache.
Ich hätte sie nicht gehen lassen sollen. Es gab auch keinen Grund, sie aufzuhalten. Die Dinge waren eben sehr verzwickt.
Das Glas trank ich nicht mehr ganz leer. Ich ging vorher. Der Wirt winkte mir von der Theke her zu.
Draußen holte ich einige Male tief Luft, das tat gut nach dem Kneipenmief.
Im Licht der Pubreklame blieb ich stehen. Falls sich Ivana noch in der Nähe aufhielt, so sollte sie mich sehen. Dann konnte sie mich noch einmal ansprechen.
Das tat sie nicht mehr.
Ich sah zwar eine Frau über die Straße gehen, aber es war nicht Ivana, die Zigeunerin.
Falls es zu einer Tat kommen würde, war es schwer für mich, diese

zu verhindern. Es gab nur eine Möglichkeit, die mir eine Chance bot. Ich musste Ivana finden.

Wo konnte sie sich aufhalten? Bei ihrer Sippe. Soweit ich wusste, gab es rund um London und auch innerhalb der Stadt einige Plätze, die ihnen zugewiesen worden waren. Aber darüber wussten andere Kollegen besser Bescheid.

Leider hatte ich schon zu viel getrunken, um selbst zum Yard fahren zu können. Bevor ich Suko weckte, wollte ich es per Telefon versuchen. Unter Umständen klappte es.

Ich wohne zwar am Rande von Soho, aber nicht in einem Gebiet, wo sich Touristen tummeln. In der Nacht und auch schon am Abend war hier der Hund begraben.

Auf dem Weg zum Haus traf ich nur zweimal Menschen. Ansonsten war die gesamte Umgebung von der Dunkelheit begraben. Nur an den beiden hohen Häusern - in einem von ihnen wohnte ich waren die meisten Fenster erleuchtet. Sie kamen mir vor wie zwei kantige Raumschiffe, bei denen Positionsleuchten schimmerten.

Um die Häuser herum lagen die Außenparkplätze inmitten einiger Grünflächen. Manchmal ein idealer Ort für Liebespaare, weil sie ein gutes Versteck boten.

Ich musste dicht an den Buschinseln vorbei - und erlebte, wie gut man sich dort verstecken konnte, denn aus einem der Büsche huschte das personifizierte Grauen hervor…

***

Ich hatte den Eindruck, eine Zeitlupenszene zu erleben, so sehr stand ich unter Schock. Die Zweige des Gebüschs bogen sich nach rechts und links zur Seite wie Gummipflanzen, dann sprang mich das verfluchte Wesen direkt an.

Ausweichen konnte ich nicht, nach meiner Waffe zu greifen schaffte ich auch nicht, ich riss nur die Arme hoch, bevor mich der Körper unter sich begrub und mich dabei zu Boden schleuderte.

Ich prallte zwar auf den Rücken, rollte mich aber ab, sodass mein Hinterkopf nicht in Mitleidenschaft gezogen wurde. Arme umschlangen mich wie mächtige Tentakel. Der Körper, größer als ich, drückte mich hart auf den Boden.

Ich hatte die Augen weit aufgerissen. Ich tat es automatisch und wollte die verdammte Bestie aus der Nähe sehen. Sie erinnerte mich an eine Mumie, nur war diese Gestalt mit dunkelroten Binden umwickelt. Jedenfalls konnte ich das verhüllte Gesicht nicht erkennen.

Die Bestie trug einen langen Mantel mit hohem Schalkragen und ihre Hände steckten in ebenfalls roten Handschuhen. Zielsicher fanden sie meinen Hals, während ein Knie sich grausam hart an meinen Magen presste. Der verbundene Kopf schwebte dicht über mir. Aus den alten

Lappen strömte mir ein widerlicher Geruch entgegen. Es stank nach Teer und Rauch, aber auch nach Moder.

Ich lag still, denn ich merkte, dass die Gestalt nicht zudrückte. Die Klauen ließen mir gerade genug Luft, um atmen zu können. Und ich hörte sie sprechen.

Nein, das waren keine richtigen Worte. Unter dem Verband vernahm ich ein dumpfes Gurgeln und ich musste mir die Worte erst zusammenreimen, um verstehen zu können, was diese Person sprach.

»Letzte Warnung. Weg von den Morden! Es ist nicht deine Sache, hörst du? Nicht deine…«

Eine Antwort konnte ich nicht geben. Mein Mund bildete ein verzerrtes Etwas. Ich dachte zudem nicht im Traum daran, aufzugeben, wollte mich drehen und ihn von mir stoßen, aber er war eisern und hielt mich fest. Auch sein Knie gab nicht nach, es nagelte mich am Boden fest.

Dann riss die Gestalt meinen Kopf hoch und schlug ihn augenblicklich wieder nach unten.

Die berühmten Sterne platzten vor meinen Augen auf. Ein stechender Schmerz raste vom Hinterkopf bis in die Stirn, der mir sogar Tränen in die Augen trieb und ich auch den Eindruck hatte, einfach wegzuschwimmen. Das aber legte sich. Ich sah wieder klarer, die Kopfschmerzen blieben und der unheimliche Angreifer war verschwunden.

Einfach weg…

Ich richtete mich auf, hielt mir den Kopf. Noch drehte sich die Welt in meiner unmittelbaren Nähe.

Die Büsche vor mir fingen an zu tanzen. Sie inszenierten einen gespenstischen Reigen für mich, der sich auch weiterbewegte, als ich mich auf die Füße gequält hatte. Ich blieb stehen, bog den Rücken durch, holte tief Luft, wischte mir anschließend das Tränenwasser aus den Augen und nahm die Verfolgung auf. Zumindest sollte es so etwas sein.

Es war unmöglich, noch Spuren dieser unheimlichen Gestalt zu finden. Sie war wie ein rotes Phantom gekommen und ebenso wieder verschwunden.

Eine letzte Warnung hatte es mir mit auf den Weg gegeben. Daran erinnerte ich mich sehr deutlich.

Im Licht meiner kleinen Lampe suchte ich dort nach Spuren, wo der Unheimliche aus dem Gebüsch gebrochen war. Zu finden war nichts. Stattdessen störte ich ein Liebespaar. Der junge Mann beschwerte sich. Halb angezogen riss er die Tür auf und wurde erst ruhig, als ich direkt in sein Gesicht strahlte. Hinter ihm zeichnete sich das erschreckte Gesicht seiner Begleiterin ab.

Er rammte die Tür wieder zu. Beide fuhren weg. Bestimmt hielten sie

mich für einen betrunkenen Spanner.

In Form war ich noch immer nicht. Ich konnte auch nicht hier Stunden herumstehen und mich erholen. Ziemlich wacklig ging ich auf das Hochhaus zu und ging durch die helle Lichtflut des Eingangs. So wie an diesem späten Abend betrat ich das Haus auch selten und der Nachtportier bekam mehr als große Augen, als er mich sah. Meine Kleidung war leicht angeschmutzt, im Gesicht hatte ich Schrammen.

»Mr. Sinclair, was ist denn mit Ihnen los?«

»Ich habe den Boden geküsst.«

Er schnüffelte. »Sie - Sie sind doch nicht so betrunken, dass Sie hinfielen - oder?«

»Nein, ich habe nur zwei Bierchen getrunken, mehr nicht. Es gab da jemanden, der etwas gegen mich hatte.«

»Ein Überfall?«

»Ja.«

»Wo denn?«

»Die Außenparkplätze liegen einsam genug.« Ich grinste und rieb meinen Hinterkopf. »Da kann schon mal etwas passieren, wie ich meine. Finden Sie nicht auch?«

»Nun ja, ich…«

»Sie haben keinen Fremden gesehen?«

Der Nacht-Hausmeister hob die Schultern. »Nicht dass ich wüsste, Mr. Sinclair. Wie hat er denn ausgesehen?«

»Er trug dunkelrote Kleidung.«

Der Mann vor mir schrak zusammen. »Wie bitte? Dunkelrote Kleidung hat er angehabt?«

»Ja, einen ziemlich dunklen Mantel, der noch einen altertümlichen Schalkragen hatte.«

»Nein, Sir, nein. So einer ist mir nicht über den Weg gelaufen, das kann ich beschwören.«

»War auch nur eine Frage, Meister.« Ich winkte ihm beim Weggehen zu. »Trotzdem, eine schöne Nacht noch.«

»Die werde ich jetzt wohl kaum haben. Mit der Ruhe ist es vorbei. Ich könnte mal nachschauen.«

Vom Fahrstuhl her rief ich: »Lassen Sie das. Es lohnt sich nicht, wirklich nicht.«

Im Lift lehnte ich mich gegen die Wand und betastete meinen Hinterkopf. Wenn mich nicht alles täuschte, wuchs unter dem Haar eine kleine Beule. Dabei hatte ich Glück gehabt. Diese verdammte Gestalt hätte mich auch umbringen können. Anscheinend mochten mich gewisse Leute trotz dieses Überfalls gut leiden.

Minuten später befand sich Suko bei mir, der mir die Beule verpflastern wollte.

»Nein, hör auf.«

»Dann eben nicht. Und wem hast du sie zu verdanken?«
»Einem roten Phantom.«
Suko starrte mich an und rieb mit beiden Handflächen über den Stoff seiner Trainingshose. »Du hast doch wirklich nicht zu viel geschluckt? Du kommst aus der Kneipe, dann erscheint ein Phantom?«
»Richtig. Zuvor hat mich eine schöne, unbekannte Frau noch davor gewarnt.«
»Auch das noch. Jetzt kannst du Hollywood Bescheid sagen. Die drehen sicherlich einen Film über dich.«
»Die Realität übertrifft den Film oft noch.« Ich fing an, Suko alles zu erzählen. Dabei trank ich einen Schluck Mineralwasser und sah Suko, wie er den Kopf schüttelte.
»Ehrlich gesagt, John, hätte mir das ein anderer erzählt, hätte ich ihn für irre gehalten.«
»Es stimmt aber.«
»Und es steckt etwas dahinter.«
»Richtig.« Ich griff bereits zum Telefon.
»Wen willst du anrufen?«
»Keine Ahnung. Erst einmal beim Yard. Es muss doch jemanden geben, der über das Fahrende Volk informiert ist. Unsere Spitzel haben ihre Augen schließlich überall.«
»Das könnte eine Chance sein.« Er murmelte noch etwas von Nichtverstehen, nur hörte ich nicht hin, weil ich bereits mit dem Kollegen in der Zentrale sprach.
»Sie haben Wünsche, Mr. Sinclair.«
»Weiß ich. Wer kennt sich denn aus?«
»Ich gebe Ihnen mal den Kollegen Farad.«
»Kenne ich nicht.«
»Sie müssen ihn zu Hause anrufen. Er ist ein halber Roma oder Sinti. Wenigstens sein Vater war es. Wenn es Probleme mit den Leuten gibt, wird er eingesetzt.«
»Danke.« Ich notierte mir die Nummer und hielt den Zettel triumphierend hoch. »Jetzt kommen wir weiter, Suko.«
»Bist du sicher?«
»Bestimmt.«
Ich rief bei Farad an und hatte Pech, denn er war nicht da. Dafür hörte ich im Hintergrund laute Musik. Da feierte man eine Party.
»Wann kommt er wieder?«
»Weiß ich nicht«, sagte die Frauenstimme. »Er ist mit einem Kollegen dienstlich unterwegs.«
»Sie sind aber seine Frau.«
»Schon.«
»Sagen Sie ihm, dass er mich die Nacht über anrufen kann. Oder Morgen im Büro.«

»Gut, Mr. Sinclair.«
»Tote Hose?«, fragte Suko, als ich auflegte und er mein langes Gesicht sah.
»Leider.«
»Was willst du tun?«
»In dieser Nacht nichts mehr. Gleich morgen früh werden wir uns die Plätze in und um London ansehen, wo Sinti und Roma ihr Lager aufgeschlagen haben.«
»Das sind einige.«
»Weiß ich auch. Aber ich muss die Frau finden, Suko. Vielleicht habe ich sie im Pub nicht allzu ernst genommen. Jetzt weiß ich besser Bescheid.«
»Aber noch immer nicht, wer das oder die Opfer sind. Und weshalb sie umgebracht werden sollen.«
»Ein Motiv muss es geben.«
Ich breitete die Arme aus. »Können wir das denn nicht herausfinden, Suko?«
»Ist die Frage. Wo ist was passiert, was mit Zigeunern zusammenhängt? Ein Verbrechen oder so?«
»Das müsste ja gemeldet sein.«
»Eben.«
Ich warf Suko das Telefon zu. Er fing den Apparat geschickt auf. »Lass deine Finger wirbeln und die Beziehungen spielen. Vielleicht bekommst du die richtige Antwort.«
Suko störte die Kollegen in der Verbrechenserfassung. Dort wurde zum Glück auch in der Nacht gearbeitet. Man gab sich auch richtig Mühe, nur fanden wir keine Spur.
In den letzten Stunden gab es keine Tat, die mit den Zigeunern in Verbindung gebracht werden konnte.
»Wo liegt dann das Motiv der Rache?«, fragte mich der Inspektor.
»Ich weiß es nicht, Suko, ich weiß es nicht…«

***

Auf großes Gepäck hatte Dino Romero nie viel Wert gelegt. Seine persönlichen Dinge passten in einen Koffer. Die Waffe hatte er abgegeben und nicht einmal sein Messer behalten. Er wollte auf keinen Fall bei der Kontrolle am Airport auffallen.
Die Familie hatte auch in der Londoner Zeit für eine Unterkunft gesorgt. Er wohnte bei einem absolut vertrauenswürdigen Mann, der einmal dazugehört hatte. Jetzt war er sechzig, hatte nur noch ein Bein, das linke war ihm von Gegnern weggesprengt worden, und betrieb mit seiner Frau die Herberge.
Der Mann war schon auf, als Romero die Treppe runterkam. Draußen wartete das Taxi.

»Dann wünsche ich dir eine gute Reise, Freund. Und grüße die Heimat von mir.«

»Mach ich doch glatt. Wann warst du zum letzten Mal dort?«

»Ist schon lange her. Mit einem Bein kann man nicht viel anstellen. Aber ich fahre mal wieder hin.«

»Vielleicht sehen wir uns.«

»Ja - möglich.«

Die beiden Männer umarmten sich noch, dann verließ Romero die kleine Pension.

Er war vorsichtig, als er in die Düsternis hinaustrat. Obwohl er nicht daran glaubte, hatte er die Warnung des alten Zigeuners nicht vergessen. Bisher war nichts passiert. Richtig aufatmen aber würde er erst, wenn der Clipper in Rom gelandet war.

Der Fahrer gähnte, als Dino einstieg. »Wohin?«

»Heathrow, Airport.«

»Geht klar.«

Dino Romero schaute aus dem Fenster. Der Druck in seiner Brust verflüchtigte sich allmählich. Er war heilfroh, London wieder verlassen zu können.

Den Job hatten er und Felix hinter sich gebracht. Das heißt, Romero hatte geschossen, Felix war nicht in der Lage dazu gewesen. Er glich einem nervlichen Wrack. Dass er ein Kind überfahren hatte, konnte selbst er, ein Mörder, nicht verkraften.

Romero dachte nach. Hätte er noch länger mit Felix zusammengearbeitet, hätte er etwas sagen müssen. Jemanden mit derart schwachen Nerven konnte die Organisation einfach nicht gebrauchen.

Aber das war nicht sein Bier, sollten sich andere darum kümmern.

London war bereits erwacht, obwohl die Helligkeit des Tages noch nicht über der Stadt lag. Doch es gab genügend Verkehr, um erste Staus herbeizuführen.

Der Fahrer nahm den Motorway in Richtung Airport und hatte das Radio eingeschaltet. Nachrichten wechselten sich mit Musik und Kommentaren ab.

Dino hörte kaum hin. Hin und wieder drehte er sich um, weil er immer mit Verfolgern rechnete.

Doch innerhalb des Lichterreigens war kein bestimmtes Scheinwerferpaar auszumachen.

Da Romero keine bestimmte Zeit angegeben hatte, hielt sich der Fahrer an die allgemeinen Verkehrsbedingungen und rollte auf der mittleren Spur dahin.

Rechts überholten die anderen Autos, deren Fahrer es eiliger hatten.

Dino Romero saß schräg im Fond. So konnte er am besten die Beine ausstrecken.

Auch wenn er aus dem Fenster schaute, mit seinen Gedanken war er längst in Italien. Herrlich, dieses Rom. Dort würde er in den nächsten Jahren arbeiten und einen Job übernehmen, der seiner Intelligenz entsprach. Den Fußtruppen der Organisation war er mittlerweile entwachsen. Er wollte in die Spitze und dieser Weg war genau vorgezeichnet.

Wieder schob sich ein Fahrzeug heran, um das Taxi zu überholen. Während es draußen dämmerte und im Osten die erste Lichtflut über den Himmel strich, schaute Romero auf den hellen Scheinwerferteppich, den der überholende Wagen vor sich herschob.

Nichts Ungewöhnliches, das hatte es auf der Fahrt bisher schon oft genug gegeben.

Nur diesmal mit einem Unterschied. Der blasse Fleck wanderte weiter.

Dino schreckte hoch. Etwas Dunkles schob sich heran. Im selben Augenblick fuhren beide Wagen auf einer Höhe und sie blieben es auch. Aus dem zweiten Fahrzeug schauten Gesichter in das erste.

Hinter der leicht beschlagenen Scheibe wirkten sie wie Schemen.

Zwei Gesichter.

Eine Frau und ein Mann.

Beide Gesichter waren zu einem Lächeln verzogen, das konnte Romero noch erkennen. Tiefer im Hintergrund saß die Frau. Die interessierte ihn nicht, es war das Gesicht des Mannes, das er kannte.

In der Dunkelheit auf einer einsamen Straße hatte er es schon gesehen. Es war der alte Mann, der ihn gewarnt hatte. Und auch jetzt warnte er ihn, nicht mit Worten, nur durch Gesten.

Er hob die Hände an, streckte die Finger aus und ballte die Hände zu Fäusten, wobei er Drehbewegungen machte, als wollte er jemandem die Kehle zudrücken.

Dino Romero schluckte. Ohne es zu wollen, fasste er sich selbst an die Kehle. Er sah das Grinsen des anderen, dann gab der Fahrer des Wagens Gas - und rauschte vorbei.

Romero hatte nicht einmal die Automarke erkennen können, so schnell war alles passiert.

Schnaufend sank er zurück in den Sitz. In seinem Hirn jagten sich die Gedanken. Plötzlich fühlte er sich wie in einer Zelle und von Unsichtbaren belauert.

Sein Ziel Rom war auf einmal so unendlich weit entfernt. Die Begegnung hatte ihm klargemacht, dass die andere Seite nicht daran dachte, aufzugeben.

»Verdammt!«, ächzte er, lockerte seine Krawatte und wischte mit einem Tuch den Schweiß von der Stirn. »Das kann ins Auge gehen. Das kann noch ins Auge gehen…«

»Sagten Sie etwas, Sir?«

»Nein!«, blaffte Romero nach vorn. »Fahren Sie.«
»Wie Sie meinen, Sir.«
Es hatte für Romero keinen Sinn, sich an den Fahrer zu wenden. Ihm war bestimmt nichts aufgefallen. Für den Mann musste es ein Wagen wie jeder andere gewesen sein.
Es würde noch dauern, bis sie ihr Ziel erreicht hatten. Romero war nicht der einzige Passagier, der eine der Frühmaschinen pünktlich erreichen wollte.
Zu den Hauptflugzeiten war es noch schlimmer. Da gab es fast nur Staus.
Dino setzte sich wieder aufrecht hin. Er wollte herausfinden, ob sich das andere Fahrzeug noch in der Nähe aufhielt. Vielleicht war es an seinem Fahrverhalten zu erkennen.
Nein, das brachte nichts. Dennoch erlebte er einen Schimmer der Hoffnung, denn aus der Ferne grüßten bereits die Lichter des gewaltigen Airports Heathrow, schon eine Stadt für sich. In der Dämmerung wuchs sie hervor wie eine lichtdurchflutete Glocke, die die Schatten der Nacht endlich vertreiben wollte.
Der Driver wollte etwas Freundliches sagen und winkte dabei nach hinten. »Wir werden ohne Schwierigkeiten durchkommen, Sir.«
»Schon gut.« Dino wollte keine Unterhaltung. Er wunderte sich über sich selbst. Er, der stets so eiskalt gewesen war, zeigte plötzlich Nerven. Diese Zigeuner mussten mehr Macht und Einfluss besitzen, als ihm lieb sein konnte.
War es Angst, die in ihm hochkroch?
So genau wusste er es nicht. Jedenfalls ein Gefühl der Unsicherheit. Und das hatte er seit Jahren nicht mehr erlebt. Hier braute sich etwas zusammen. Fünf Jahre seines Lebens hätte er dafür gegeben, jetzt schon im Clipper zu sitzen.
Stattdessen hockte er im Taxi, das den Motorway bereits über die Abfahrt verlassen hatte und auf den gewaltigen Komplex des Flughafens direkt zurollte.
Noch zwei weitere Taxen rollten mit ihnen und erreichten schließlich den großen Bereich des Abflugs.
Dino würde mit British Airways fliegen und genau vor dem Eingang stoppte der Fahrer.
»Wie viel habe ich zu zahlen?«
Die Summe, die er genannt bekam, war okay. Er legte noch ein Trinkgeld zu, nahm den Koffer an sich und ging rasch aus dem Licht der Leuchtstoffreklame. Im Schutze der Dunkelheit blieb er stehen, dabei den Heckleuchten des abfahrenden Wagens mit den Blicken folgend. Schließlich hatte die Finsternis sie aufgesaugt.
Tief atmete er durch. Die Hektik in dieser Umgebung nahm ihn gefangen.

Sie vertrieb seine düsteren Gedanken und er fragte sich, ob es alles tatsächlich gestimmt hatte, was ihm so unter gekommen war. War er tatsächlich von einem Wagen überholt worden, in dem der alte Zigeuner gesessen hatte? Oder war dies nur Einbildung gewesen?

Er fluchte, weil er nur noch eine Zigarette in der Schachtel fand. An diesem verfluchten Morgen ging eben alles schief.

Die meisten Fahrzeuge, die anfuhren und hielten, gehörten zu den dunklen Taxen. Nur wenige Passagiere wurden von Freunden oder Bekannten hergebracht. Diejenigen, auf die es ankam, sah er nicht unter den Aussteigenden.

Er trat die Zigarette aus und betrat mit raschen Schritten die Halle. Seinen Koffer hielt er fest, als wäre er das Wertvollste überhaupt in seinem Leben.

An einem Kiosk erwarb er gleich drei Schachteln Zigaretten. Die Verkäuferin hatte noch müde Augen und war schlecht geschminkt. Dementsprechend brummig bediente sie auch.

Anders sah die Person aus, die dicht hinter Dino stand. Er sah sie, als er sich drehte.

Ein tolles Gesicht, mit großen, dunklen Augen. Schwarzes Lockenhaar, perfekt geschminkt.

Die Frau trug einen vorn offen stehenden grauen Mantel in der modernen Glockenform. Der Rock war ziemlich kurz. Der Saum ihrer Kostümjacke erreichte ihn fast.

Sie lächelte knapp, doch ihre Augen lächelten nicht mit. Sie blieben eisig.

»Pardon«, sagte sie und schob sich an ihm vorbei. Er roch ihr schweres Parfüm. Irgendetwas aus Frankreich, sehr sinnlich, fast schon betäubend. Er hatte den Eindruck, dass diese Frau eigentlich das falsche Parfüm nahm.

Wie betäubt ging er zur Seite und blieb an einer Säule stehen. Die Frau kaufte ebenfalls eine Schachtel Zigaretten. Dinos Blick brannte auf ihren Rücken.

Beim Bezahlen drehte sie sich um, als hätte sie diesen intensiven Blick gespürt.

Dino schaute rasch zur Seite. Er wollte nicht, dass die Person auf ihn aufmerksam wurde.

Ihm fiel auf, dass die Unbekannte ohne Gepäck reiste. Nicht einmal eine Handtasche trug sie bei sich. Sie öffnete die Packung, holte ein Stäbchen hervor und kam zu Dino.

»Haben Sie bitte Feuer?«

»J… ja«, stotterte er. »Selbstverständlich habe ich Feuer.« Er kramte in der rechten Tasche.

Über die Flamme hinweg schaute sie ihn an. Dino sah nur die Augen, die ihn in ihren Bann schlugen.

Er war plötzlich eine andere Person. Niemals zuvor hatte er sich in der Nähe einer Frau hilflos gefühlt, jetzt passierte ihm dies. Die Person vor ihm bekam eine gewisse Kontrolle über ihn. Er dachte plötzlich an das Phantom, vor dem der Alte gewarnt hatte. Von einem schrecklichen Rächer, aber damit konnte die Frau nichts zu tun haben. So sah wirklich kein Phantom aus.

Gleichzeitig kam er sich wie eine Katze vor, die von Jägern in die Enge getrieben worden war. Nur konnte das Tier die Krallen zeigen, das gelang ihm nicht.

Sie sprach ihn an. »Sie wollen wegfliegen, nicht wahr?«

Dumme Frage, dachte er. Weshalb steht man sonst auf dem Airport? »Ja, sehr früh schon.«

Die Frau rauchte gelassen. Der Qualm strömte aus Mund und Nase. »Darf man fragen, was das Ziel Ihrer Reise ist?«

»Rom.« Er wunderte sich selbst darüber, dass er dieser fremden, wenn auch attraktiven Person die Wahrheit sagte. Sonst war er nie so vertrauensselig. Hier aber konnte er nicht anders.

»Sind Sie davon überzeugt, dass Sie dort auch sicher ankommen werden? Landen, meine ich?«

Dino Romero schluckte, bevor er sprach. »Wie haben Sie das denn gemeint, Madam?«

»Man hört und liest so viel von Flugzeugunglücken.«

»Schon, aber fliegen ist immer noch ziemlich sicher.«

Sie hob die Schultern. In der Nähe stand ein Aschenbecher. Dort drückte sie die Kippe aus.

Der Bann löste sich und Romero wollte zur Seite gehen, aber dagegen hatte die Frau etwas. »Bleiben Sie doch, Mister. Ich möchte noch ein wenig mit Ihnen plaudern.«

»Sorry, aber…«

»Stimmt, Sie müssen einchecken.«

»Ich habe mein Ticket.«

Sie lächelte ihn an. »Dann gute Reise. Vielen Dank für das Feuer, Mister.« Ohne noch eine Antwort abzuwarten, drehte sie sich auf der Stelle um und ging.

Dino Romero starrte der Person nach, als wäre diese ein Traumwesen, das aus einer anderen Welt gestiegen war. Er ärgerte sich über den kalten Schweiß auf seiner Haut. In der Kehle spürte er das Kratzen.

Ein paar Mal zwinkerte er mit den Augen. War die Person ein Traum gewesen?

Als er durch die Halle schaute, war sie nicht mehr zu sehen. Sie schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Dino schüttelte den Kopf. Eine derart ungewöhnliche Begegnung hatte er noch nie erlebt.

Bisher war er stets der Stärkere gewesen, hier aber hatte er gemerkt,

dass es Menschen gab, die ihm über waren.

Was hatte die Frau von ihm gewollt? Romero überlegte hin und her. Er kam zu keinem Resultat. Sie war bei ihm erschienen und hatte ihn sehr genau angeschaut. Nein, ein Zufall konnte das nicht gewesen sein. Als der fremde Wagen mit dem Taxi auf einer Höhe gefahren war, hatte er in dem anderer Fahrzeug nicht nur den Mann, sondere auch die Frau gesehen. Einen nur schwachen Gesichtsumriss, die Scheiben waren ja beschlagen gewesen. Ob das dieselbe Person gewesen war? Er konnte sich nicht erinnern, dass auch die Frau im Fahrzeug dunkles Haar gehabt hatte.

Romero schaute auf die Uhr. Er hatte noch Zeit und er brauchte jetzt etwas zu trinken. Einen Kaffee, sogar einen Grappa hätte er vertragen können. Nur essen wollte er nichts. Das wäre ihm sofort wieder hochgekommen.

Es gab zwei Stände in der Halle, vor denen standen Hocker.

Bei einem war man noch dabei, ihn zu öffnen. Am zweiten dampfte bereits die Espresso-Maschine.

In ihrer Nähe nahm er Platz, bestellte einen Kaffee, einen Grappa und ein Schinken-Sandwich.

Obwohl er keinen Hunger hatte, musste er etwas essen. Er brauchte was in seinen Magen.

Er trank den Kaffee hastig, bestellte einen zweiten, aß und würgte das Zeug hinunter. Immer wieder schaute er sich um, weil er den Eindruck hatte, beobachtet zu werden. Nicht nur an die Begegnung mit der Frau dachte er, immer wieder fiel ihm die Szene ein, in der das Kind vor ihren Wagen gelaufen war.

Romero wunderte sich darüber, dass er gerade jetzt daran denken musste.

Er konnte nicht mehr essen. Mit Zitterfingern wickelte er den Rest des Sandwichs in die Serviette, trank den Grappa, der Feuer in seiner Kehle entflammen ließ, bestellte noch einen zweiten und zündete sich eine Zigarette an.

Romero zeigte Nerven.

Zum ersten Mal in seinem Leben zeigte er Nerven. Er spürte keine direkte Angst, er empfand es vielmehr als eine Unsicherheit. Wer unsicher war, der beging auch Fehler. Dabei hasste er Fehler.

Erstens bei sich selbst und zweitens bei anderen.

Hatte er einen Fehler begangen? Hätte er die Frau einfach stehen lassen, anstatt sich von ihr beeinflussen lassen sollen? Und er war von ihr beeinflusst worden. Diese Augen, dieses Versprechen in ihrem Blick hatte er sich nicht eingebildet.

Nur war es ein schlimmes, ein böses Versprechen gewesen, und deshalb fürchtete er sich.

»Die Rechnung, bitte.«

Der dünne Mensch mit der hellen Mütze auf dem Kopf nickte und tippte in die Kasse.

Er wollte plötzlich weg. Zwar noch fliegen, aber nicht hier auf dem Präsentierteller sitzen. Vielleicht fühlte er sich besser in dem Warteraum. Dort hielten sich nur die Leute auf, die auch in die Maschine stiegen.

Romero zahlte, nahm seinen Handkoffer, der gerade noch in die Gepäckablage der Maschine passte, durchlief die Kontrolle glatt und sah die leeren Bänke vor sich.

Er war der Erste.

Dino Romero setzte sich dorthin, von wo aus er den besten Überblick hatte. Er wollte sehen, wer hereinkam. Jeder musste an ihm vorbei.

Die Nervosität und die Angst waren ihm auf die Blase geschlagen. Er musste zur Toilette. Für jeweils zwei Warteräume stand eine Toilette zur Verfügung. Den kleinen Koffer ließ er stehen, als er die Tür für Gentlemen öffnete.

Der typische Putzgeruch schlug ihm entgegen. Vor ihm hatte an diesem Tag noch keiner die Toilette benutzt. Während er vor der Schüssel stand, kreisten seine Gedanken um die Frau und das Phantom.

Ob beide etwas miteinander zu tun hatten? Gab es Dinge, die sie zusammengeschweißt hatten?

Er wusste es nicht. Aber er würde höllisch auf der Hut sein müssen, das hatte er sich vorgenommen.

Das Handwaschbecken war ebenfalls mini. Hinter ihm befand sich die Tür zur Sitztoilette. Er sah sie, weil er beim Waschen in den Spiegel schaute.

Und genau die Tür öffnete sich. Sie wurde nach innen aufgezogen, nicht mehr als einen Spalt, und aus ihm hervor schlug eine Pranke, wie der Mafioso sie zuvor noch nie gesehen hatte.

Ein dunkelroter Arm, der in einer umwickelten Hand endete, aus der Krallen hervorschauten.

Brutal hämmerte die Pranke zu, bevor sich Romero zur Seite bewegen konnte.

Sein Jackett riss, er spürte das Brennen im Rücken, bekam den Ruck mit, der ihn nach hinten zerrte.

Er prallte nicht gegen die Tür, denn die war bereits geöffnet worden. Die Kralle zerrte ihn in die enge Kabine und dort wurde er auf der Stelle gedreht und mit dem verletzten Rücken gegen die Kunststoffwand gedrückt.

Romero glaubte seinen Augen nicht trauen zu können. Vor ihm stand ein Monster. Es überragte ihn um mehr als einen Kopf, obwohl es sich leicht geduckt hatte. Von seinem Gesicht konnte er nicht viel sehen, denn der Kopf war von Binden umwickelt worden. Im Nacken stand

die Ecke eines Schalkragens hoch, aus zwei Schlitzen unter der Maske funkelte ein grausames Augenpaar.

Das rote Phantom!

Nur dieser Gedanke beherrschte ihn. Romero dachte an das Versprechen auf der Straße. Der Alte hatte ihn und seinen Kumpan vor dem roten Phantom gewarnt. Sie hatten darüber gelacht und Dino wurde nun eines Besseres belehrt.

Das Grauen war perfekt und der Tod eine beschlossene Sache für den unheimlichen Killer.

Mit einer Hand hielt das Phantom sein Opfer fest und presste es gegen die Rückwand.

Mit der anderen holte er aus.

»Neiiiin…!«

Der Schrei des Mafioso endete in einem Gurgeln, als die zweite Klaue traf.

Alles an Romero erstickte in einem Meer von Blut. Es verteilte sich, er sank nach unten, der Kopf hing schief, die Wunde klaffte am Hals, der Blick war gebrochen.

Dieser Killer, dem ein Menschenleben nichts bedeutete, war auf die gleiche schreckliche Art und Weise gestorben wie seine zahlreichen Opfer zuvor.

Nur hatte er nicht mehr zu leiden brauchen.

Das Phantom verließ die enge Kabine, ohne einen Blick auf die Leiche zu werfen. Für dieses unheimliche Monstrum war diese Sache erledigt. Aber es gab weitere Opfer auf der Liste. Der Weg musste gegangen werden, denn Warnungen hatten nichts genutzt…

***

Früher musste sie einmal eine attraktive Person gewesen sein, doch die Jugend lag lange hinter ihr.

Vielleicht hätte sie sich besser anziehen sollen, dafür reichte möglicherweise das Geld nicht.

Aus misstrauischen, kühlen Augen schaute sie Suko und mich an. Über ihr bewegte Wind die Blätter eines Baumes. »Scotland Yard, nicht?«

Ich nickte. »So ist es, Mrs. Fahad.«

Sie sprach, als wollte sie gleichzeitig ausspucken. »Ja, euch erkenne ich immer. Da könnt ihr noch so weit von mir entfernt stehen. Ihr habt einen gewissen Stallgeruch.«

»Das bleibt nicht aus. Ihr Mann wird diesen Stallgeruch ebenfalls an sich haben.«

»Leider.«

Die Antwort gab mir zu denken.

Auch Suko wunderte sich darüber. Er sagte nichts, hob nur die

Augenbrauen.

»Sie haben in der Nacht nicht mehr zurückgerufen, Mrs. Fahad. Müssen wir davon ausgehen, dass Ihr Mann nicht nach Hause gekommen ist?«

Sie wischte die Handflächen an der Vorderseite ihres Kittelkleides ab. »Richtig, er ist nicht hier.«

»Wo können wir ihn finden?«

»Wahrscheinlich im Garten.«

»Wie bitte?«

»Ja, wir haben einen Garten. Das ist sein Hobby. Wenn es zu spät wird und er in der Gegend zu tun hat, übernachtet er dort gern. Er sagt mir aber nie Bescheid.«

»Das habe ich nicht gewusst. Wo finden wir den Garten?«

»Kennen Sie sich aus?«

»Nicht in dieser Gegend.«

Sie überlegte und fuhr mit den Fingern durch das fettige, grauschwarze Haar. »Ich kann mit Ihnen fahren. Wenn Sie einen Augenblick hier warten wollen?«

»Natürlich.«

Sie ging wieder ins Haus und schlug die Tür zu.

»Ein ungewöhnliches Benehmen für eine Polizistenfrau«, meinte Suko. »Das habe ich auch noch nicht erlebt.«

»Die ist desillusioniert.«

»Durch seinen Job, wie?«

»Klar. Die eine Frau verträgt es, die andere geht daran kaputt.«

»Weißt du mehr über Fahad, John?«

Ich lächelte. »Etwas habe ich mich kundig gemacht. Er gehört nicht gerade zu den Kollegen, die so sind wie die Masse. Fahad ist immer seinen eigenen Weg gegangen. Wahrscheinlich auch deshalb, weil er anders war. Das südeuropäische Blut kreist in seinen Adern besonders stark. Jedenfalls war er ein Einzelgänger, wie man mir berichtete, und man hat das auch akzeptiert, denn die Erfolge sprachen für sich.«

»In welch einem Bereich?« Suko hatte sich auf das Steingeländer der Außentreppe gesetzt.

»Alles, was mit Minderheiten zu tun hatte. Er kam damit gut zurecht. Wenn andere aufgaben, holten sie Fahad. Der schaffte die Leute und hat sie öfter aus der Gefahrenzone gebracht, wie man mir sagte.«

»In den Garten, wie?«

»Kann sein.«

Mrs. Fahad kehrte zurück. Sie hatte sich einen grauen Mantel übergestreift. »Lange wird es ja nicht dauern - oder?«

»Das glaube ich kaum. Wieso?«

»Es geht mir um die Kinder. Sie sind zwar fast erwachsen, sind aber es gewohnt zu essen, wenn sie aus der Schule kommen. Ich habe sie

eben verwöhnt.«
»Da kann man nichts machen.«
»Meine ich auch.«
Unser Wagen parkte in der Nähe. Die Fahads lebten in einer schmalen Seitenstraße einer reinen Wohngegend. Und hier war es relativ ruhig.
Ich hatte mir einen neuen Rover nehmen können, der andere war ja bei unserem letzten Fall verbrannt. Einen Unterschied in der Farbe und in der Ausstattung gab es nicht. Dieser hier war nur ein Baujahr jünger.
Mrs. Fahad stieg in den Fond. »Manchmal hat mein Mann auch irgendwelche Typen in unserem Gartenhaus versteckt. Er ist schon ein ungewöhnlicher Bulle.«
Suko wollte wissen, wie sein Verhältnis zu Minderheiten aussah. »Er ist ihr Freund.«
»Das heißt, er konnte vermitteln.«
»Ja, das hat er auch getan. Ich glaube, beide Seiten haben ihn geachtet. Jetzt links, Mr. Sinclair.«
»Was hat Sie so verbissen gemacht, Mrs. Fahad?«
»Der Job meines Mannes. Er war nie zu Hause, immer unterwegs. So viel Geld kann man gar nicht bezahlen, wie er eigentlich hätte bekommen müssen. Aber was rede ich. Ändern kann ich ihn nicht. Vielleicht finden wir ihn in der Hütte.«
Nicht weit entfernt erschien ein Bahndamm. Die Straße führte unter ihn hindurch. Zur selben Zeit wummerte ein Zug über die Gleise über uns. Die Brücke erzitterte.
Danach führte die Straße zu der kleinen Schrebergartenanlage. Jenseits davon standen Hochhäuser wie eine Grenze. Graue Klötze mit unzähligen Fenstern. Das alles erinnerte mich irgendwie an Käfige.
In der Anlage selbst waren die Wege schmal. Wir fuhren in einen hinein und fast bis zum Ende durch, wo eine breite Baracke stand, das Clubhaus der Gartenfreunde.
»Hier können Sie parken.« Mrs. Fahad stieg aus dem Wagen. Am Himmel leuchtete eine blasse Sonne. Der Wind wehte aus nördlicher Richtung und brachte Frische mit.
Trotz des verhältnismäßig schönen Wetters hatte ich kaum jemanden in den Gärten gesehen. Nur zwei ältere Männer waren dabei gewesen, Beete zu harken.
Mrs. Fahad ging vor. Die offiziellen Wege zwischen den kleinen Gärten waren mit grauen Platten bedeckt worden. Zwischen den Lücken wuchs Gras.
Ich schaute mich um. Eine etwas traurige Stimmung lag über dem Gelände, als wüsste die Natur genau, dass der Sommer verabschiedet werden sollte.

Vor einem schmalen Tor blieb Mrs. Fahad stehen und wartete, bis wir sie erreicht hatten. Sie deutete auf ein hellbraunes Holzhaus.

»Da könnte er sein.«

»Haben Sie einen Schlüssel?«

»Hier, nehmen Sie.«

Suko schloss das Tor auf. Er war auch als Erster an der Tür und drückte sie auf. Sie war nicht abgeschlossen gewesen.

Ich ging langsamer. Neben mir schritt Mrs. Fahad her. Suko war schnell wieder zurück.

Ich brauchte nur in sein Gesicht zu schauen, um erkennen zu können, dass etwas Schreckliches geschehen war.

»Kannst du mal kommen, John?«

»Gut.«

»He, was ist…?«

»Bitte, Sie nicht, Mrs. Fahad.«

Da wusste ich Bescheid. Meine Befürchtungen wurden noch übertroffen, als ich über die Schwelle trat und in die stickige, blutgeschwängerte Luft hineintauchte.

Der Kollege lag auf einer Liege.

Er war tot.

Getötet mit zahlreichen Stichen eines spitzen Gegenstands…

***

Wir hatten die Kollegen alarmiert. Sie waren gekommen und ein Arzt hatte sich um Mrs. Fahad gekümmert, die nach außen zumindest sehr ruhig geblieben war.

Nach der Spritze war sie fast apathisch geworden, starrte ins Leere und sprach mehr zu sich selbst als zu uns. »Ich habe gewusst, dass es einmal so enden würde.«

»Können Sie reden?«

Sie schaute Suko und mich an. Wir saßen auf drei alten Klappstühlen. Nicht weit entfernt schwammen Seerosen auf einem künstlichen Teich. Der Wind fuhr in unsere Gesichter. Eine friedliche Atmosphäre, trotzdem aber sehr bedrückend.

»Was wollen Sie denn wissen?«

»Wir müssen den Tod Ihres Mannes aufklären, Mrs. Fahad. Wir sollen seinen Mörder finden.«

»Ich weiß.«

»Sind Sie über seine Arbeit informiert worden?«, erkundigte sich Suko. »Wissen Sie, woran er gearbeitet hat?«

Sie schaute auf ihre gefalteten Hände. Die Gesichtsfarbe zeigte einen teigigbleichen Farbschimmer.

»Er redet wenig über seine beruflichen Aufgaben. Schon gar nicht mit mir. Sie verstehen…?«

»Klar. Wie war es mit Andeutungen?«
»Kaum.«
»Aber etwas schon.«
»Sicher.« Sie räusperte sich. »Der letzte Fall hatte etwas mit Zigeunern zu tun. Rico war auch anders als sonst. Der Fall ging ihm viel mehr unter die Haut, wenn Sie verstehen. Er zeigte sich davon persönlich betroffen.«
»Nannte er Gründe?«
Mrs. Fahad schaute Suko an. »Das ist schwer zu sagen. Einmal, als wir allein waren, was selten genug vorkam, hat er von einer alten Rache gesprochen. Von einem schrecklichen Fluch, auch den Begriff Magie verwendete er.«
Ich stellte die nächste Frage. »Hat er Ihnen gegenüber den Begriff Phantom erwähnt? Ein rotes Phantom?«
Mrs. Fahad schluckte. Sie überlegte, bevor sie nickte. »Das hat er in der Tat.«
»Und weiter?«
»Er hatte Angst, wollte aber versuchen, dass dieses rote Phantom gestoppt wurde.«
»Wer war es?«
»Das hat er nicht gesagt. Ein Geist, glaube ich. Es muss etwas Schlimmes passiert sein, dass die Menschen so reagierten.«
»Sprach er mit Ihnen darüber?«
Mrs. Fahad schüttelte den Kopf. »Er war der Meinung, dass es für mich besser wäre, wenn ich nichts wusste. Vielleicht hatte er sogar Recht damit. Wer kann das schon wissen? Jetzt ist er tot. Sie haben auch auf ihn keine Rücksicht genommen.«
»Er beschäftigte sich also mit Sinti und Romas. Wo fuhr er hin? Wir wissen, dass es mehrere Lager in der Umgebung von London gibt.«
»Keine Ahnung, Mr. Sinclair.«
Suko stand auf. »Das müsste herauszufinden sein. Ich kümmere mich darum.«
»Okay.« Ich blieb bei der Frau, die weitersprach, bevor ich eine Frage stellen konnte.
»Wissen Sie, Mr. Sinclair, Rico war ein guter Mensch. Er wollte immer den Ausgleich zwischen den Menschen. Er verabscheute die Gewalt und wollte vermitteln. Oft musste er Rückschläge einstecken. Dass es bis zum Mord kommen würde, hätte ich nicht gedacht. Man wusste ja, dass er Polizist war. So einfach bringt man doch keinen Polizisten um - oder was meinen Sie?«
»Da haben Sie Recht, Mrs. Fahad. Da dies allerdings geschehen ist, muss mehr dahinterstecken.«
»Es ging um Rache«, flüsterte sie tonlos. »Um eine verdammte Rache.«

»Und wer sollte gerächt werden? Hat Ihr Mann darüber mit Ihnen gesprochen?«

»Nein, das nicht. Ich nehme es ihm jetzt noch übel. Er tat sehr geheimnisvoll, war auch bedrückt. Er erwähnte das rote Phantom, diesen alten Zauber. Ich komme da nicht mehr mit. Er hat den Sinti und Roma voll vertraut. Sie waren für ihn keine Fremden und umgekehrt auch nicht. Aber dann hat es ihn voll erwischt. Sie kannten ihn nicht mehr.«

»Wir werden herausfinden, weshalb Ihr Mann sterben musste, das verspreche ich Ihnen.«

Sie hob die Schultern. »Was nutzt es mir?«

»Ich halte Sie jedenfalls auf dem Laufenden, Mrs. Fahad. Wir finden die Gruppe.«

»Möglich.«

»Ich hätte da noch eine Frage. Sagt Ihnen der Name Ivana etwas?«

Sie runzelte die Stirn. »Das ist eine Frau.«

»Natürlich.«

»Gehört sie auch zu der Gruppe?«

»Davon gehe ich aus.«

Mrs. Fahad strich über ihre Stirn. »Ich habe trotz allem einige Namen gehört. Von Männern und Frauen, aber an eine Ivana kann ich mich nicht erinnern, leider.«

»Schade.«

»Wie sieht sie denn aus?«

»Sie ist eine sehr attraktive Person. Etwas exotisch. Schwarzes Haar und Glutaugen.«

»So sahen sie fast alle aus. Aber Sie müssen diese Ivana doch kennen, wenn Sie nach ihr fragen.«

»Da haben Sie Recht, ich kenne sie auch. Aber ich weiß nicht, wo ich sie finden soll. Sie hat sich mit mir in Verbindung gesetzt und mir erklärt, dass ich diesen Fall nicht übernehmen soll, wenn mir mein Leben lieb ist. Sie wusste also schon, dass wir eingeschaltet werden würden. Sie wollte mit aller Kraft verhindern, dass es zu einer Einmischung von unserer Seite her kam.«

»Da kann ich Ihnen nicht helfen. Ungewöhnlich ist das schon, Mr. Sinclair.«

Bisher hatte sich Mrs. Fahad ruhig verhalten. Es lag an der Wirkung der Spritze. Das änderte sich, denn plötzlich erschienen hektische rote Flecken auf ihrem Gesicht, was ich als Alarmsignal einstufte und rasch den Arzt heranwinkte.

»Lassen Sie Mrs. Fahad jetzt in Ruhe, bitte!«

»Geht in Ordnung, Doc.«

Sie weinte plötzlich. Ihr gesamter Körper zuckte unter diesen Bewegungen.

Ich ging weg, mit ernstem Gesicht, und dachte an eine dunkelhaarige Frau, mit der ich ein Bier getrunken hatte. Okay, sie war gekommen, um mich zu warnen, nicht in diesen Fall einzusteigen. Sie hatte sich geirrt. Verdammt stark geirrt. Denn jetzt würde ich erst recht einsteigen.

Diese Untaten durften sich nicht wiederholen. Und ich wusste auch, wie ich vorgehen würde. Jedes Lager wollte ich abfahren. Irgendwo musste ich ja eine Spur finden. Möglicherweise wussten auch Fahads ehemalige Kollegen mehr.

Nach Suko hielt ich vergeblich Ausschau. Verschwunden sein konnte er nicht. Dann erkannte ich seinen Umriss im Einsatzwagen der Mordkommission. Wenn mich nicht alles täuschte, war er dabei zu telefonieren.

Ich zündete mir eine Zigarette an und wartete neben dem Wagen. Die Kollegen von der Mordkommission zeigten verbissene Gesichter. Es traf sie immer tief, wenn einer von unseren Kollegen umgebracht worden war.

Der Chef der Truppe kam zu mir. »Wir werden den Killer jagen, Sinclair, das verspreche ich Ihnen. Auch wenn es Ihr Fall ist.«

»Natürlich.«

»Wissen Sie, wie er umkam?«

»Nein.«

»Mindestens zehn Messerstiche.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Das ist unbegreiflich. Da komme ich nicht mit. Da muss jemand seinen Hass an ihm ausgetobt haben.« Er schaute mir lauernd ins Gesicht. »Eine Frage, Sinclair. Haben Sie eine Spur?«

»Leider nein. Vielleicht Suko. Er telefoniert wohl gerade mit unserer Dienststelle.«

Der Kollege hieß Madson. Er nickte. »Ja, mit der Dienststelle, Sinclair.«

»Moment mal, Sie sagen das so seltsam.«

»Ich habe nur Furcht davor, dass Sie uns etwas verschweigen und Ihre Suppe allein kochen.«

»Keine Sorge. Ich werde schon zusehen, dass Sie und Ihre Leute nicht zu kurz kommen.«

»Das hoffe ich stark.«

Im Wagen bewegte sich Suko. Als er ausstieg, sah ich ihn direkt an. Er war noch immer bleich.

Okay, das war ich auch. Gleichzeitig aber wirkte er verstört, als hätte er soeben eine Nachricht erhalten, mit der er nur wenig anfangen konnte.

»Was hast du?«, fragte ich ihn.

»Kann ich dich mal sprechen?«

Madson hob den Zeigefinger. Sein Gesicht mit der welken Haut verzog sich zu einer Grimasse.

»Denken Sie daran, keine Alleingänge! Ich habe es…«

»Schon gut.«

Wir gingen ein Stück zur Seite, um nicht gestört zu werden. Madson blieb wütend zurück.

»Was hat es gegeben?«

»Du wirst es kaum glauben«, flüsterte Suko. »Ich sprach mit Sir James. Er hat ebenfalls einen Anruf bekommen. Und zwar wollte die Person, dass wir uns um einen bestimmten Fall kümmern.«

»Mach's nicht so spannend, Alter. Wer war der Anrufer?«

»Logan Costello!«

Ich schaute Suko an wie selten. »Wie bitte?«, hauchte ich. »Sag das noch mal!«

Logan Costello, Chef der Londoner Mafia. Unterweltsboss und einer, der damals mit dem Teufel paktiert hat, sodass wir ihm einige Male gehörig auf die Zehen getreten sind. »Die Zeiten der Mordliga sind vorbei, John, aber Costello ist noch da. Das Betongesicht hat tatsächlich bei Sir James angerufen.«

»Dann sag mir den genauen Grund.«

»Es geht um Mord. Ein Bekannter von ihm, ein gewisser Dino Romero, wurde auf einer Flughafentoilette umgebracht. Er muss ähnlich schrecklich gestorben sein wie Fahad. Das allein wäre für Costello kein Grund gewesen, sich mit uns in Verbindung zu setzen, aber die Sache geht weiter, John. Er sieht das Motiv dieser Tat in einem alten Zigeunerfluch. Damit hätten wir die Parallele zu unserem Fall. Begreifst du nun, was sich hier alles abspielt?«

»Und ob«, flüsterte ich. »Ja, das begreife ich. Zwar noch nicht hundertprozentig, aber die Tür dazu wird allmählich aufgestoßen.« Ich ballte die rechte Hand zur Faust. »Verdammt, wo soll ich da die Verbindung herstellen?«

»Er sagte noch etwas.«

»Was denn?«, rief ich.

»Costello sprach von einem roten Phantom, John.«

Ich ging einen Schritt zurück. »Du hast dich nicht verhört, Suko?«

»Nein.« Er gab mir Zeit, meine Gedanken zu ordnen, bevor er nach meinen Plänen fragte.

»Die sind so gut wie nicht vorhanden, Alter.«

»Wir sollten mit ihm reden.«

»Das geht nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Einer von uns muss sich um die Zigeuner kümmern. Wir teilen uns. Du übernimmst Costello, ich versuche herauszufinden, wo ich diese Ivana finden kann.«

Mein Freund räusperte sich. »Das ist nicht schlecht. Aber du weißt, mit welch schrecklicher Konsequenz die Leute vorgehen. Allein wäre es nicht gut, wenn du…«

»Ja, ich weiß, was du meinst. Damit du beruhigt bist, werde ich mir eine Rückendeckung mitnehmen.«

Suko lächelte. »Das hört sich schon besser an. Da ich ausfalle, an wen hast du gedacht?«

»Jane Collins.«

»Ja, das ist gut.«

Ich wollte noch etwas wissen. »Wie hat eigentlich Sir James reagiert? War er sofort bereit, dich zu Costello ziehen zu lassen?«

»Aber sicher. Auch wenn Costello nicht eben unser Freund ist, umbringen wird er mich bestimmt nicht.«

Ich schüttelte den Kopf. »Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Und irgendwie passt es mir nicht, dass wir für einen derart brutalen Verbrecher die Kastanien aus dem Feuer holen sollen. Das geht mir quer wie eine Fischgräte.«

»Frag mich mal. Ich muss diesem verdammten Betongesicht schließlich gegenübersitzen.«

»Und wo trefft ihr euch?«

»In einem seiner Häuser an der Themse. Dort, wo die Landschaft noch wunderbar ist und sich einige Superreiche angesiedelt haben. Da darf Costello nicht fehlen. Ich nehme dann den Rover.«

»Ist gut. Ich hole mir einen neuen Wagen und lasse mich zu Jane mit einem Taxi bringen.«

Suko schlug mir auf die Schultern. »Mach's gut, Alter, und achte auf rote Phantome.«

»Darauf kannst du dich verlassen.«

Als Suko ging, trat Madson zu mir. »Na, haben Sie eine Spur gefunden, Sinclair?«

»So gut wie keine.«

Er holte tief Luft. »Hören Sie, Sinclair. Ich will nicht, dass Sie mir hier etwas vorenthalten. Ich habe allmählich das Gefühl, an der Nase herumgeführt zu werden. Ihr Kollege hat etwas herausgefunden. Das konnte ein Halbblinder sehen. Und meine Augen sind noch verdammt gut, will ich Ihnen sagen.«

»Ob er etwas herausgefunden hat oder nicht, kann ich Ihnen nicht sagen. Jedenfalls ist er von unserem Chef, Superintendent Sir James, wegbeordert worden. Wenn Sie wissen wollen, wohin er gegangen ist, dann rufen Sie Sir James auf der Stelle an. Aber überlegen Sie sich Ihre Worte genau. Sie kennen ihn ja.«

Madson starrte mich eine Zeit lang böse an. Dann sagte er: »Sinclair, Sie sind ein Hundesohn!« So, wie er den Satz aussprach, meinte er es verdammt ernst.

»Noch etwas, Madson?«
»Nein.«
»Ist gut.« Ich drehte mich um und ging.

***

Logan Costello - das Betongesicht, größter Mafiafürst der Insel, Herr über die Unterwelt. Supercapo, Rauschgifthändler, größter Zuhälter und ein Mann, der unzählige Morde befohlen und seine Finger eigentlich in alle schmutzigen Geschäfte gesteckt hatte.
Nur waren ihm diese nicht zu beweisen, und das wiederum ärgerte Legionen von Polizisten.
Suko und sein Freund John Sinclair hatten besondere Erfahrungen mit Costello gemacht. Um seinen Einfluss zu erweitern, hatte er sich mit schwarzmagischen Kräften zusammengetan, war stets ein Freund der Hölle gewesen und hatte auf das gehört, was ihm der Teufel eingab.
Er hatte verloren.
Wir waren stärker gewesen und der Teufel hatte sich von ihm zurückgezogen.
Seine normalen Geschäfte aber liefen weiter und noch immer konnten wir ihm nichts beweisen.
Daran musste Suko denken, als er den Rover über die mit Kies bestreute Auffahrt lenkte und dort anhielt, wo zahlreiche Superschlitten standen und der Rover noch grauer als die berühmte graue Maus wirkte. Zwischen den Rolls', Porsches und Jaguars hätte man selbst für Sukos privaten BMW nur ein müdes Lächeln übrig gehabt.
Er spürte den Kloß im Magen, als er die Treppe zum Eingang hochschritt. Das breite Herrenhaus wirkte sehr gepflegt. Auch im Herbst blühten hier noch die Blumen in den großen Kästen und Suko blieb vor der breiten Eingangstür stehen.
Er klingelte nicht, denn jemand öffnete ihm. Es war ein adrett gekleidetes Hausmädchen mit dunklen Haaren und einem südländischen Aussehen.
»Bitte, treten Sie ein, Inspektor.«
»Gern.« Er lächelte. Das Mädchen konnte nichts dafür. Es war bestimmt froh, einen Job bekommen zu haben. »Kann ich sofort zu Costello?«
»Ja, Sir, er erwartet Sie.«
Die Kleine ging vor. Natürlich gab es eine große Halle und selbstverständlich war sie mit kostbar aussehenden Möbelstücken eingerichtet worden.
Die Räume waren hoch, hervorragend renoviert worden und eines Fürsten würdig. Irgendwie war Logan Costello auch ein Fürst, aber ein

Verbrecherfürst.
Der Mann erwartete Suko in dem angebauten Wintergarten. Von hier aus fiel der Blick durch die dicken Glaswände in den wunderbar gepflegten Park, in dem die hohen Bäume in einem gewaltigen Halbrund wuchsen und ihr Laub bereits die ersten Verfärbungen aufwies. Dahinter lag der Fluss.
Nur im Winter war sein graues Band zu sehen, wenn die Bäume ihre Blätter verloren hatten.
Logan Costello, das Betongesicht, hockte in einem bequemen weißen Ledersessel. Zwei weitere Sessel umstanden den runden Tisch. Ein Butler eilte geschäftig und lautlos herbei, stellte Gläser auf und hatte den kostbaren Rotwein schon geöffnet.
»Setzen Sie sich, Inspektor. Möchten Sie etwas trinken?«
»Nein.«
Costello lachte rau, probierte den Wein, nickte, das Glas wurde gefüllt, aber er beugte sich vor.
»Immer noch der alte Sturkopf, Suko?«
»Das hat nichts damit zu tun.«
»Bene, vergessen wir es. Frage: Wie geht es denn Ihrer kleinen Partnerin? Wie hieß sie doch gleich?« Er wedelte mit der rechten Hand, während er überlegte.
»Es geht ihr gut.«
»Aber sie ist noch immer verschwunden, nicht?«
»Das wird sich ändern.«
»Wenn Sie das sagen.« Er griff zum Glas, trank und schmatzte dabei, als er den Roten kaute. In seinem grauen Gesicht bewegte sich sonst nichts. Noch immer trug er den Stoppelhaarschnitt, noch immer wirkten auch seine Pupillen wie Kreise aus Zement.
»Es war nett von Ihrem Chef, dass er sofort zugesagt hat.« Costello lachte. »Der alte Sir James ist ein Fuchs. Der weiß genau, was für ihn richtig ist.«
»Möglich. Kommen Sie zur Sache.«
»Ja«, sagte Costello stöhnend. »Ja, ich werde zur Sache kommen, Inspektor. Wie weit hat man Sie eingeweiht?«
»Ich weiß, dass einer Ihrer Leute auf dem Flughafen…«
»Moment. Es war keiner meiner Leute. Es war jemand, der aus den Staaten kam, hier Zwischenstation machte und nach Rom weiterfliegen wollte.«
»Die Zwischenstation kann ich mir vorstellen«, sagte Suko sarkastisch. »Sie hat wohl länger gedauert, nicht?«
»Nur drei Tage.«
»Bisschen viel zum Ausruhen.«
»Das ist meine Sache. Jedenfalls ist er tot und trotzdem nicht auf eine natürliche Art und Weise gestorben, denn es hängt mit schwarzer

Magie zusammen. Davon bin ich überzeugt.«
»Bitte, dann überzeugen Sie mich.«
Costello nickte. »Der Mann hieß Dino Romero und war zusammen mit einem gewissen Felix Picarotta. Sie sind in der Nacht vor drei Tagen unterwegs gewesen. Wenn Sie sich erinnern, hatten wir den ersten Nebel in und um London.«
»Stimmt.«
»Da ist es dann passiert. Es konnte keiner etwas dafür. Der Nebel war zu dicht.«
»Was ist passiert?«
Costellos Gesicht wurde ernst. »Den beiden lief ein Junge vor den Wagen. Es war ein Zigeunerjunge. Ein Kind, Inspektor! Sie haben alles versucht, gebremst, aber der Junge starb.«
Suko sagte nichts. Seine Gedanken aber wirbelten und er wusste, dass er das eine Ende des Fadens in der Hand hielt. Jetzt brauchte er ihn nur noch aufzurollen.
»Wie ging es weiter?«
»Das werde ich Ihnen nicht sagen. Das kann Ihnen der Fahrer des Wagens besser erzählen.« Costello schnippte mit den Fingern.
Im Hintergrund hatte der Butler auf das Zeichen gewartet. Er verschwand. Als er wieder zurückkehrte, ging ein Mann neben ihm, der vor Furcht schwitzte.
Er hatte eine rundliche Figur, ein blasses Gesicht, auf dem sich Schweißperlen abzeichneten.
»Setz dich, Felix, und berichte dem Inspektor, was ihr in der fraglichen Nacht erlebt habt.«
»Si«, flüsterte Picarotta und nahm scheu Platz. Er war nervös, er stand unter Druck.
Bei manchen Menschen kann man so etwas riechen und Picarotta gehörte dazu. Sein Schweiß roch säuerlich, noch vermischt mit Gewürzausdünstungen.
»Willst du Wein?«
»No, Capo.«
»Gut. Berichte. Aber lasse nichts aus. Der Inspektor will und muss alles wissen.«
Felix Picarotta musste sich erst sammeln. Er schluckte, holte laut Luft und schaute an den beiden Männern vorbei gegen die dicke Glaswand des Wintergartens.
Er redete wie geübt. Suko hörte genau hin und erfuhr tatsächlich die Einzelheiten der Geschichte, bekam aber nicht heraus, welches Ziel die beiden Männer gehabt hatten.
Danach fragte er.
Felix wandte sich plötzlich mit einer Hilfe suchenden Geste an seinen Chef. Er wusste nicht, was er sagen sollte, und Costello schüttelte

unwirsch den Kopf.
»Das interessiert doch nicht, Inspektor. Das interessiert überhaupt nicht.«
»Mich schon.«
»Ist der Fall nicht wichtiger? Da ist ein Mord passiert! Vielleicht ist es nicht der erste gewesen. Möglicherweise passiert noch ein zweiter.«
»Den zweiten haben wir schon.«
Costello fror ein. Er zwinkerte nicht einmal mit seinen Augen, glotzte nur und griff dann nach seinem Weinglas. Bevor er trank, fragte er nur: »Wer war es?«
»Sie werden den Mann nicht kennen. Es war ein Kollege von uns.«
»Darüber müsste ich eigentlich jubeln«, sagte er beim Absetzen des Weinglases. »Aber ich unterlasse den Zynismus.«
»Ist auch besser so!«
»Darf man trotzdem fragen, welche Spuren Ihr Kollege verfolgt hat? Darf man das?«
»In etwa schon. Er muss etwas von diesem roten Phantom in Erfahrung gebracht haben. Bevor er sein Wissen mitteilen konnte, tötete man ihn. Und zwar mit mehreren Messerstichen.«
Costello fasste sich an den Hals. »Das ist nicht schön.«
»Kein Mord ist schön!«
»Dann - dann weiß ich ja, was mir bevorsteht«, ächzte Felix. Er bekam noch mehr Angst und es sah so aus, als würden sich seine Augen mit Tränenwasser füllen. »Ich - ich habe Familie«, hauchte er.
»Verdammt, ich habe eine Frau und drei Kinder. Auch wenn ich den Jungen überfahren habe, verflucht, es tut mir Leid. Ich wollte es doch nicht. Er war plötzlich da, Inspektor. Er kam aus dem Nebel wie ein Gespenst und…«
»Hör auf zu flennen!«, fuhr Costello den Mann an. »Wir haben andere Sorgen.«
»Scusi, scusi…« Er holte ein Taschentuch hervor und wischte sich die Augen trocken.
Costello bedachte ihn mit keinem Blick. Er wandte sich an Suko. »Ist Ihnen jetzt klar, wie es weitergehen wird? Einen hat man schon erledigt, Dino Romero. Bleibt der Zweite, unser Felix. Ich will aber nicht, dass er stirbt, haben Sie verstanden? Ich will nicht, dass er plötzlich von uns geht.« Er wies mit dem Zeigefinger auf Suko. »Sie sollen dafür sorgen, dass dies nicht geschieht. Sie sollen an seiner Seite bleiben und den Leibwächter spielen. Damit retten Sie sein Leben und bekommen gleichzeitig das rote Phantom vor die Mündung.«
»Gut ausgedacht.«
»Was stört Sie daran?«
»Dass ich mich in Ihrer Nähe bewegen muss. Sie wissen, was ich von Ihnen halte, Costello. Dass ich hier sitze, gehört zu den Ausnahmen,

und ich habe es wirklich nur getan, um einen irren Killer oder einen unheimlichen Mördergeist zu stoppen…«

»Dann ist alles klar. Was regen Sie sich auf?«

»Lassen Sie mich ausreden. Ich habe allerdings keine Lust, Ihre Nähe noch länger zu ertragen. Was ich mit Mr. Picarotta mache und wie ich ihn beschützen werde, das ist einzig und allein meine Sache. Haben wir uns verstanden?«

»Sie waren laut genug.« Das Betongesicht lehnte sich wieder zurück. »Wie sehen denn Ihre Pläne aus, Inspektor? Oder darf ich davon auch nichts hören?«

»Doch, dürfen Sie. Ich werde Felix Picarotta mitnehmen.«

»Und wohin?«

»In Schutzhaft.«

»Nein, nein!« Der Mafioso wollte nicht. Er ging zurück und streckte dabei die Hände aus. »Bitte nicht. Ich - ich will nicht hinter die verdammten Gitter. Dagegen habe ich etwas…«

»Gegen den Tod doch auch, nehme ich an.«

»Ja, schon, nur…«

»Machen Sie keinen Unsinn, Mann. Entweder Sie gehen mit mir oder es ist vorbei. Dann soll sich Costello um Ihre Sicherheit kümmern. Vielleicht kann er es besser.«

»0 Scheiße!« Felix reagierte theatralisch und presste seine Hand vor die Augen.

»Was sagen Sie?«, fragte Suko.

Costello schob die Unterlippe vor. Sein hartes Gesicht nahm einen leichten Nussknacker-Ausdruck an. »Es ist Ihr Spiel, Inspektor. Ich hätte Ihnen nicht Bescheid geben lassen, wenn Sie keinen Handlungsspielraum gehabt hätten.«

»Danke, sehr großzügig.«

»Werden Sie doch nicht sarkastisch, nehmen Sie ihn mit.«

Beide Männer drehten der Glaswand ihre Rücken zu. Nicht so Felix Picarotta. Er hatte auch den Arm wieder sinken lassen und schaute an den Männern vorbei.

»Daaa«, ächzte er, »das ist, das ist…«

Er brauchte nicht weiterzusprechen. Costello und Suko hatten begriffen.

Beide fuhren herum.

Und beide waren schockiert.

Über das schräge Dach des Wintergartens lief ein armdicker, dunkelroter Blutstreifen…

***

Es war ein furchtbarer Anblick. Zu vergleichen mit einem grauenhaften Gemälde aus einer fremden Welt, aber so verflucht real.

Und selbst ein Mensch wie Costello zeigte Nerven. Seine rechte Hand zur Faust geschlossen - fing an zu zittern.

Felix Picarotta stand unbeweglich auf der Stelle. Er sah allerdings aus, als würde er jeden Moment zu Boden fallen.

Der Streifen rann weiter. Er hatte die hinter dem Wintergarten liegende Idylle auf grausame Art und Weise zerstört. Es gab auch keine Erklärung für dieses schlimme Bild.

Noch keine!

Suko bewegte sich als Erster. Er hatte längst die Glastür an der Seite gesehen, durch die man in den Garten laufen konnte. Er flog fast über den hellen Teppich und hoffte nur, dass die Tür nicht verschlossen war.

Sie war es nicht. Hart riss er sie auf und hörte das schwappende Geräusch, als sie ihm entgegenschwang.

Das Blut rann von außen herab.

Über dem angebauten Wintergarten lagen das normale Mauerwerk und natürlich auch die entsprechenden Fenster. Suko hatte schon einen Verdacht und den sah er bestätigt, als er über den weichen Rasen lief.

Der Tote hing aus einem der Fenster direkt über dem Dach. Er hatte eine Schräglage eingenommen, sodass sein Blut aus der schlimmen Wunde nach unten rinnen konnte.

Den Mann kannte Suko auch.

Es war der Butler!

***

»Gib gut auf die Kleine Acht, John!«, hatte Lady Sarah Goldwyn gesagt, als wir uns von ihr verabschiedeten.

»Kleine ist gut«, meinte Jane und schüttelte den Kopf. »Sie kann nicht begreifen, dass ich erwachsen bin.«

»Bei mir ja auch nicht.«

Ich hatte beide Frauen nach einem längeren Telefonat kurz eingewiesen und Jane Collins hatte natürlich noch Fragen, als sie neben mir in ihrem Golf hockte.

»Wie viele Plätze sind es genau?«

»Eigentlich drei.«

»Aber?«

Ich hielt hinter einem Lieferwagen. »Kollegen, die mit Fahad zusammengearbeitet hatten, waren der Meinung, dass er sich in der letzten Zeit auf einen bestimmten konzentriert hat.«

»Wo liegt der, bitte?«

»Leider etwas weiter weg. In der Nähe von Wimbledon.«

»Gut.«

»Was ist gut?«

»Dann solltest du vorher tanken.«
»Mach ich auch noch.«
Wir fuhren eine Tankstelle an, stiegen beide aus. Ich stellte fest, dass der Sprit schon wieder teurer geworden war. Die Konzerne nutzten die Krise um Kuwait und dem Irak eiskalt aus, um immense Gewinne zu scheffeln.
Jane trug ihr Herbstkostüm. In einem sehr dunklen Rot. Der Rock war kurz, die Jacke lang, das T-Shirt unter der Jacke schwarz wie Teer.
Ich ließ den Sprit in den Tank fließen und schaute sie über das Wagendach hinweg an.
»Was ist?«, fragte sie.
»Gut siehst du aus.«
»Sehe ich immer. Oder spielst du auf meine Haare an, John?« Auf ihrer Stirn erschien eine Falte.
Sie wusste nämlich nicht, ob ich sie nur auf den Arm nehmen wollte.
»Die sind stark.« Ich grinste, holte die Zapfpistole wieder aus der Tanköffnung, um sie einzuhängen.
Jane hatte sich der Mode angeschlossen und das blonde Haar vorn zur Stirn hin sehr kurz schneiden lassen. Da standen die Strähnen hoch wie überlange Streichhölzer. Über den Rest des Kopfes floss es hinweg und lief im Nacken lang aus wie eine nach außen geschlagene Welle.
Jane drohte mir, bevor sie sich setzte. Ich zahlte in dem kleinen Häuschen bei einem mürrischen Tankwart, der es fertig brachte, gleichzeitig zu telefonieren.
Mit dem Wechselgeld in der Tasche zog ich wieder ab. Wir befanden uns noch in Kensington und würden in Hammersmith die Themse überqueren. Sie schlug dort einen sehr engen Bogen. Auf der anderen Seite befanden sich einige Wasserreservoirs und Altarme der Themse, die jetzt als gewaltige Biotope der Umwelt einen guten Dienst erwiesen.
In dieser Gegend mussten die Sinti und Roma ihr Lager aufgeschlagen haben.
In Flussnähe hatte sich der tägliche Dunst gesammelt. Er hing dort zwischen den Sträuchern und Weiden fest.
Von der Castelnau Road fuhren wir ab, ließen die Häuser des kleinen Vororts links liegen und gerieten in das nahe Flussgelände, wo die Straßen und Wege schmaler wurden, die Feuchtigkeit aber zunahm.
Dieses Areal diente zugleich als Naherholungsgebiet. Wir rollten an einigen Ausflugslokalen vorbei, die in den heißen Sommermonaten sicherlich bis auf den letzten Platz besetzt waren. Jetzt aber waren sie halb leer oder geschlossen.
Vor einem Lokal fegte ein Kellner Blätter weg. »Den frage ich mal«,

sagte ich, hielt an und stieg aus.

Die frühherbstliche Kühle umfing mich wie mit zahlreichen Armen. Ich lief auf den Mann zu, der erst aufschaute, als ich ihn fast berührt hatte.

Auf seiner Oberlippe wuchs ein keckes Bärtchen. Sein dunkles Haar war zu Locken gedreht.

»Wir haben hier nur koscheres Essen«, erklärte er mir.

»Danke, aber ich möchte nichts essen und habe nur eine Frage. Es geht um die Sinti und Roma. Können Sie mir sagen, wo ich sie finde?«

Er schaute mir aus dunklen Augen ins Gesicht. Nach einer Weile fragte er: »Lassen Sie die Menschen in Ruhe. Sie sind genug verfolgt worden wie wir Juden auch.«

»Sorry, ich möchte nichts Böses. Ich will nur wissen, wo ich sie finden kann.«

Der Kellner räusperte sich und nickte. »Ich vertraue Ihnen, Mister. Fahren Sie weiter geradeaus. Irgendwann hört der Weg auf. Das heißt, er mündet in einen Pfad. Den müssen Sie durchfahren, um Ihr Ziel zu erreichen.«

»Komme ich dann in das Lager?«

»So ist es.«

»Danke sehr.«

Der Kellner nickte und fegte weiter.

Ich stieg zu Jane in den Wagen. »Alles klar, wir werden gleich dort sein.«

»Gut.«

»Es ist noch nicht lange her, dass ich bei Zigeunern zu Besuch war. Aber das war in Ungarn.«

»Wo ihr Baphomet den Rest gegeben habt?«

»Richtig.«

Wir brauchten nicht sehr weit zu fahren, bis wir das Gebiet erreichten, wo die schmale Straße endete. Ein ungeteerter Fahrweg schloss sich an.

»Gut, dass du mit meinem Wagen fährst«, meinte Jane. »Dann wird deiner geschont.«

»Der Letzte brannte aus.«

»Was?« Sie erschrak. »Das weiß ich ja noch gar nicht.«

»Ist nicht so wichtig.« Ich winkte ab. »Inzwischen habe ich einen neuen bekommen.«

Auf einmal war Schluss. Vor uns stand ein Hindernis, an dem wir nicht vorbeikamen. Es war ein quer gestelltes Wohnmobil, dass mit seinen beiden Seiten noch in die Büsche drückte.

»Ziel erreicht!«, sagte ich.

»Das scheint mir auch so.«

Wir stiegen aus. Ich konnte zur Linken, wenn ich durch die Lücken

im Unterholz schaute, die blaugrüne Wasserfläche liegen sehen.
Die Gegend hier schien die Stille gepachtet zu haben. Nichts rührte sich, es zwitscherte kaum ein Vogel. Alles wirkte wie ausgestorben. Das war auch Jane Collins aufgefallen und sie sprach mich darauf an.
»Wie findest du das, John?«
»Ein kleines Paradies in London.«
Sie winkte ab. »Denke daran. Auch im Paradies versteckte sich der Teufel in Form einer Schlange.«
»Die bringe ich ja jetzt mit!«, erwiderte ich grinsend.
Jane funkelte mich an, holte aus, aber sie beließ es bei der stummen Drohung.
Ohne Hektik setzten wir unseren Weg fort. Die Füße verschwanden im hohen Gras, in das sich auch Unkraut gemengt hatte. Wenn wir den Wagen passieren wollten, mussten wir uns durch die Büsche schlagen. So weit kam es nicht, denn die Wagentür schwang an unserer Seite auf und eine gebückte Gestalt verließ das Fahrzeug. Auch als sie sich aufrichtete, wurde sie kaum größer.
Jane und ich schauten in das Gesicht eines alten Mannes, dessen Haar von einer schieferfarbenen Schirmmütze verdeckt wurde. Unter ihr zeichnete sich ein Gesicht ab, in das das Leben eine regelrechte Landschaft geschnitzt hatte.
Ich wusste, dass bei den Sippen das gemeinsame Zusammenleben noch funktionierte. Im Gegensatz zu unserer ach so aufgeklärten modernen Gesellschaft, wo man alte Menschen einfach abschob, wenn sie nicht mehr nach Marktgesetzen funktionierten.
Der Mann trug ein Jackett, das ihm viel zu lang war. Darunter eine warme Strickjacke.
Er schaute nur Jane an, nickte ihr zu, dann richtete er seinen Blick auf mich.
Ich grüßte.
Der alte Mann verzog kaum die rissigen Lippen, als er sagte: »Du also bist John Sinclair!«
Ich musste wohl vor Überraschung gezwinkert haben, denn er fing an zu lachen. »Überrascht es dich, dass ich deinen Namen kenne?«
»Eigentlich schon.«
»Das ist ganz einfach. Erinnere dich an den letzten Abend. Da hast du Besuch bekommen.«
»Ivana.«
»Es freut mich, dass du ihren Namen behalten hast.«
»Wie könnte ich ihn vergessen? Sie hat mich stark beeindruckt.«
Der Alte lächelte. »Davon sprach auch sie. Aber sie scheint dich doch nicht so stark beeinflusst zu haben, wie wir es uns gewünscht hätten, John Sinclair.«
»Das musst du mir erklären.«

»Gern. Hatte Ivana dir nicht geraten, dich nicht in diesen Fall einzumischen?«
»Es stimmt.«
»Und jetzt bist du hier.«
»Ja, ich musste kommen.«
Er hob einen Zeigefinger. »Trotz der Warnung.«
»Du vergisst, dass ich eine Aufgabe zu erledigen habe. Ich bin beim Yard angestellt und gehe den Fällen nach, die in mein Ressort fallen. Aber das brauche ich dir wohl nicht zu sagen.«
Der alte Mann überlegte einen Moment. »Da hast du sicherlich Recht, was andere Dinge angeht. Es würde dich auch niemand von uns daran hindern, diese Fälle aufzuklären. Hier aber ist es wirklich etwas anderes. Das müssen wir allein ausmachen und wir werden all diejenigen bestrafen, die an der Tat beteiligt waren.«
»An welcher Tat denn?«, fragte Jane. Sie hatte in meinem Sinne gesprochen, denn auch ich wusste im Prinzip nicht, um welches Motiv es hier überhaupt ging.
»Sie haben ein Kind getötet. Es war ein Junge von nicht einmal zehn Jahren, und er gehörte zu uns.«
»Wer tötete das Kind?«
»Zwei Männer, zwei Verbrecher. Wir haben uns erkundigt. Mafiosi, sagt man wohl…«
Auf einmal ging bei mir der berühmte Kronleuchter auf. Nicht nur einer, sondern drei. Ich dachte an Logan Costellos Anruf bei Sir James, an Sukos Fahrt zu dem Betongesicht und konnte mir vorstellen, dass er so etwas wie die Funktion eines Leibwächters übernommen hatte.
Auch dem Alten war die. Veränderung aufgefallen. »Du denkst nach, wie ich sehe.«
»Das allerdings.«
»Hast du nichts gewusst?«
»Nicht genug.«
»Ivana konnte dir nicht alles sagen. Sie hat dich nur gewarnt vor dem roten Phantom.«
»Ich kenne es.«
Der Alte lächelte listig und senkte bei der Antwort die Stimme zu einem Flüstern. »Ich weiß, dass es dich überfallen hat. Und, glaube mir, es hätte dich töten können, was aber nicht geschah. Ein Zeichen, dass wir nicht gegen dich und deine Arbeit sind. Du aber hast die Warnung nicht verstehen wollen. Es ist dein Pech, dafür wirst du büßen müssen, John Sinclair, Pech für dich.«
»Dann wollt ihr mich auch umbringen?«
»Ich kann es nicht entscheiden, denn ich bin nicht das rote Phantom, verstehst du?«
»Das kann ich mir bei dir auch nicht vorstellen.«

»Sei nicht zu lässig. Es gibt viele Dinge, die für einen Fremden unerklärlich sind, aber in die Philosophie unserer Sippen voll und ganz hineinpassen.«

»Wie das rote Phantom!«

Er nickte ernst. »Es ist unser Beschützer. Und es ist unser Rächer, sollte einem von uns je ein Leid geschehen. So und nicht anders sehen die Dinge hier aus.«

»Wie viele Menschen müssen noch sterben, bis der Rachedurst des roten Phantoms gestillt ist?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ich will es sehen.«

»Das weiß ich«, erklärte der Mann nickend. »Deshalb bist du ja zu uns gekommen.«

»Finde ich es in eurem Lager?«

Der alte Mann schüttelte den Kopf. »Du wirst es sehen. Aber dann, wenn wir es wollen.«

»Was ist mit Ivana?«

»Du wirst sie ebenfalls sehen. Du hast den Weg gefunden. Und dies trotz aller Warnungen, denn du darfst nicht annehmen, dass wir Rücksicht kennen.«

»Ihr oder das Phantom?«

»Der alte Fluch.«

»Also das Phantom.«

»Ich war unhöflich zu dir und habe dir meinen Namen bisher nicht gesagt. Ich heiße Kirtu.«

»Darf ich fragen, wo deine Heimat liegt?«

Kirtu lächelte versonnen. »In der östlichen Ferne. Ich bin im gewaltigen Russland geboren, als der Zar dort noch herrschte. Vor der Revolution erblickte ich das Licht der Welt. Und meine Eltern zogen mit dem Stamm durch die Steppe Kirgisiens. Dort ist meine eigentliche Heimat. Ich aber sehe sie überall auf der Welt, John Sinclair. Man hat uns zu Heimatlosen gemacht, wir müssen die Folgen tragen.«

Jane stieß mich an. »Willst du tatsächlich in das Lager?«

»Ja, ich kann nicht zurück.«

»Hm…«

»Aber du kannst gehen. Fahre zurück, wenn möglich. Sieh zu, dass du Suko alarmierst.«

»Werde ich auch machen.«

Der Alte winkte uns zu, aber nur einer von uns ging vor. Jane zog sich zurück.

Da sich Kirtu nicht umdrehte, öffnete sie behutsam die Fahrertür, stieg ein und wartete so lange, bis ich in dem quer stehenden Wagen verschwunden war. Um auf die andere Seite zu gelangen, musste ich dem Alten durch das Fahrerhaus folgen.

Ein letztes Mal drehte ich mich um, winkte Jane zu und sie grüßte mit einem Heben der Hand.

Dann schlug ich die Tür zu und hatte den Eindruck, dass auch die Verbindung zu Jane gekappt war…

***

Auch Jane Collins fühlte sich sehr unwohl, als ihr Freund John verschwunden war.

Sie hatte es eilig, wieder zurückzufahren, trotzdem blieb sie für eine Weile sitzen und starrte auf den quer gestellten Wagen. Rechts und links davon wuchs das Buschwerk einfach zu dicht, um es mit Blicken durchdringen zu können.

Sie hatte von Kirtu erfahren, wie konsequent die Sippe vorgehen wollte. Da gab es nichts, was sie zurückhielt. Sie lebten nach sehr alten Regeln und Überlieferungen. Auch wenn die Zeit noch so modern war, was tief in den Seelen steckte, ließ sich nicht vertreiben.

Sie fühlte den Zündschlüssel zwischen ihren feuchten Fingerkuppen und drehte ihn herum.

Der Golf war ein zuverlässiger Wagen. Sofort sprang er an und der Motor lief, als wäre er es gewohnt, immer nur zuverlässig zu sein. Wenden konnte Jane Collins auf dem Weg nicht. Sie musste rückwärts fahren, was ihr nichts ausmachte, denn Jane gehörte zu den guten Autofahrerinnen. Doch der Weg war nicht nur eng und feucht. Einige Male drehten die Räder durch, dann hatte sie das Gefühl, dass sich die Reifen irgendwo festhakten, aber sie bekam den Golf immer wieder frei.

So gut wie bei der normalen Vorwärtsfahrt konnte sie den Wagen nicht in der Spur halten. Diesmal schlugen die Zweige heftiger gegen die Scheiben und die Karosserie.

Sie achtetèsehr auf die Umgebung, doch alles sah sie nicht. Verborgen hinter dichtem Buschwerk und versteckt im Unterholz schob sich die Gestalt langsam in die Höhe. Noch befand sich der rückwärts fahrende Wagen zu weit entfernt. Der Mann wollte erst eingreifen, wenn er sich auf gleicher Höhe befand.

Es war ein wilder Typ. Sein Oberkörper war nackt. Die Beine bedeckten eine enge Hose aus imitiertem Tigerfell. Das schwarze Haar wurde von einem Stirnband gehalten. Sein angespanntes Gesicht umgab ein lauernder Zug, die Augen blickten kalt wie Steine.

Die Lippen waren zu einem bösen Lächeln verzogen. Keiner würde ihm entwischen.

Er schlich näher. Geschmeidig wie ein Indianer bewegte er sich durch die Büsche.

Jane merkte davon nichts. Sie rollte noch immer rückwärts, verrenkte sich den Hals, weil sie unbedingt im Spiegel erkennen

wollte, wann der Weg aufhörte.
Noch war die Asphaltdecke der normalen Fahrbahn nicht zu sehen. Sehr tief hängende Zweige verdeckten einen großen Teil des Sichtfeldes.
Der Mann lauerte noch.
Er ließ einige Sekunden vergehen. Danach erreichte er mit zwei Sprüngen den Wegrand und hatte eine für ihn günstige Stellung eingenommen.
Dort duckte er sich. Er befand sich an der rechten, an der Fahrerseite, für ihn ungemein günstig.
Noch war der Mann mit dem Stirnband waffenlos, was sich aber änderte, als er hinter seinen Rücken griff und dort hinfasste, wo sich der Rand seiner Tigerfellhose spannte.
Dort steckte ein Messer. Sehr lang, fast schon ein Schwert und mit einer Klinge, die hell wie ein Spiegel glänzte. Sie gab das verzerrte Gesicht des Mannes wider, als er nach unten schaute und in die Klinge grinste.
Noch wenige Yards musste Jane fahren, bis sie sich mit dem Mann auf gleicher Höhe befand.
Dann war es so weit!
Er schnellte vor, jagte halbhoch über den Boden, genau in die richtige Position. Mit der freien Hand erwischte er den Griff der Tür, die Jane nicht verriegelt hatte.
Die Attacke traf sie völlig überraschend. Sie merkte noch, wie die Tür aufgerissen wurde, und starrte plötzlich gegen das fremde und verzerrte Gesicht des Stirnbandträgers und auch gegen die Spitze der langen Messerklinge.
Sie drückte sich nach links, der Fuß rutschte vom Gaspedal. Das Holpern des Golfs war die Folge, als der Motor abgewürgt wurde.
Im selben Augenblick packte der Fremde zu!

***

Logan Costello befand sich noch im Wintergarten. Er schrie, tobte, war völlig außer sich.
Jemand rammte die große Schiebetür auf. Drei seiner Leibwächter stürmten in den Raum und Costello deutete in die Höhe, wo das Blut als breites Rinnsal eine Spur über das Glasdach zeichnete.
»Nur Idioten!«, keifte er. »Keiner gibt Acht! Der Killer ist hier, verdammt. Hört ihr, der Killer!«
Die Männer hatten zwar allesamt ihre Kanonen gezogen - zumeist großkalibrige Revolver-, doch sie waren einfach nicht fähig, etwas zu unternehmen. Es fehlte ihnen der Gegner.
Costello schickte sie nach draußen, wo Suko stand und die Fassade absuchte.

Der Mafiafürst kam als Letzter. Er funkelte Suko böse an.
»Schauen Sie mal nach oben, Costello.«
Bleicher oder grauer als Costello war, konnte man kaum werden. Er regte sich auch nicht, atmete nur dumpf und zischend durch die Nase, bevor er einen Kommentar gab.
»Es ist mein Butler.«
»Das habe ich gesehen.«
»Ich habe keinen Killer gesehen, zum Henker! Verdammt, ich weiß nicht, wo er sich aufhält.«
»Wollen Sie nicht das Haus durchsuchen, Costello?«
»Nein, Sie sind doch…«
»Sorry, aber Sie erklärten mir, dass ich mich um Felix Picarotta kümmern soll.«
Logan Costello konnte es nicht vertragen, wenn ihm jemand widersprach. Und wenn dieser Jemand dabei noch so gelassen blieb, ging ihm das erst recht an die Nieren.
»Sie erzählen mir hier irgendeinen Mist, Inspektor. Sie wollen gar nicht, dass der Killer gefangen wird. Sie wollen, dass er meine Crew dezimiert, nicht?«
»Reden Sie kein Blech, Costello. Im Gegensatz zu Ihnen ist mir ein Menschenleben viel wert.«
»Dann sorgen Sie dafür, dass mein Diener der einzige Tote in diesem Haus bleibt.«
»Schön. Und wie soll ich das machen?« Suko zeichnete mit einer Handbewegung die sehr breite Rückfassade nach. »Sehen Sie selbst, Costello. Schauen Sie auf jedes einzelne Fenster. Wie viele Zimmer haben Sie in diesem Bau? Zehn, achtzehn, vierundzwanzig?« Suko lachte ihn aus. »Jedenfalls zu viele, Costello. Er kann sich überall verstecken und er kann die Verstecke wechseln. Ihr Größenwahn macht sich jetzt negativ bezahlt. Und schauen Sie sich Ihre Leute an! Sie stehen da und sehen aus wie Angsthasen. Die machen sich gleich in die Hose. Ich sage Ihnen etwas. Gegen das rote Phantom sind Kugeln machtlos. Da können Sie schießen, so viel Sie wollen. Diesen Gegner muss man anders vernichten.«
»Das weiß ich. Deshalb habe ich Sie geholt, Inspektor. Los, gehen Sie und retten Sie Leben.« Er breitete die Arme aus. »Das Haus steht Ihnen zur Verfügung.«
Suko schaute hoch. »Sorgen Sie dafür, dass die Leiche dort weggeschafft wird.«
»Nein, die bleibt da liegen. Wir werden hier warten. Hier im Garten. Das Haus gehört Ihnen.«
Suko schaute durch den Wintergarten. Er dachte erst jetzt daran, dass Felix nicht in den Garten gekommen war. Im Wintergarten befand er sich auch nicht mehr.

Das gefiel Suko überhaupt nicht.
Costello merkte, dass der Inspektor überlegte. »Worüber denken Sie nach?«
»Über die Menschen, die noch im Haus sind. Unter anderem Felix und das Mädchen, das mir die Tür öffnete.«
»Ich weiß nicht, was mit denen ist.«
»Kann ich mir vorstellen. Außerdem würde es Sie kaum interessieren.«
»Bei Felix schon.«
»Ach ja?« Der Kerl widerte Suko an. Deshalb ließ er ihn stehen und gönnte auch den Leibwächtern keinen Blick mehr. Die Musik spielte nicht hier im Garten, sondern im Haus.
Es bereitete ihm Sorge, dass Felix Picarotta nicht mehr zu sehen war. Wenn er großes Pech hatte, war er dem Phantom in die Arme gelaufen, dann hatte dieses killende Monstrum sein Ziel erreicht.
Im Wintergarten war es still. Die Stimmen der Männer auf dem Rasen draußen waren nicht einmal als Flüstern zu hören. Der Blutstreifen hatte mittlerweile die Seitenwand erreicht, rann auch an ihr herab und bedeckte beim Auftreffen den Boden als Lache.
Die große Tür vom Wintergarten zum Flur hin stand offen. An den Flur schloss sich die Halle an.
Das war noch alles in Sukos Erinnerung haften geblieben.
Was wollte das rote Phantom genau? Welches Motiv trieb es an? Nur die beiden Männer töten, die das Zigeunerkind überfahren hatten? Oder drehte es jetzt durch und killte wahllos?
Aus der Halle hörte Suko das Röcheln. Es war ein Geräusch, das er verflixt gut kannte. Es drang ihm unter die Haut. Wer so stöhnte, hatte einen Grund, der stand unter Druck.
Er spürte die Furcht des Felix Picarotta. Dieser Mensch hatte zahlreiche andere Personen auf dem Gewissen. Er war ein eiskalter Killer, der aber zitterte und jammerte, wenn es ihm selbst ans Leben ging.
Der Inspektor trug die üblichen Waffen bei sich. Seine Beretta, die Dämonenpeitsche, und er konnte sich ebenfalls auf seine Hände und Füße verlassen. Er war ein Meister in der Beherrschung gewisser Kampfsportarten, so zum Beispiel Karate, doch auch mit einem Ninja konnte er es aufnehmen.
Sehr behutsam setzte er seine Schritte, als er der Halle entgegenging. Das Stöhnen blieb, ein anderer Laut mischte sich ebenfalls darunter. Das leise Schaben der Fußsohlen über eine blanke Fläche.
Aus dem Hintergrund waren ebenfalls Stimmen zu vernehmen. Da fluchte Logan Costello, als würde er unter Strom stehen.
Bevor er in die Halle stürmte und irgendwelchen Unsinn beging, weil er den Überblick verloren hatte, wollte Suko alles erledigt haben. Er

huschte vor.

Dann stand er in der Halle.

Und dann sah er, was geschehen war. Die unsichtbare Faust bohrte sich tief in seinen Magen, denn Suko erkannte auf den ersten Blick, dass alle Chancen beim roten Phantom lagen…

***

Es hatte sich Felix Picarotta geholt!

Anders war es nicht auszudrücken, denn dieser Mafioso stand in einer Haltung, die auf nichts anderes schließen ließ. Steif wie ein Brett, die wahnsinnige Angst musste sein Blut zu Eis gefroren haben. Sein Gesicht war das eines anderen. Die Augen verdreht, den Mund wie zum Schrei geöffnet, doch kein Laut drang aus ihm hervor.

Über ihn hinweg ragte das rote Phantom. Suko sah es zum ersten Mal und er wunderte sich über dessen Größe. Beim ersten Hinsehen erinnerte es an eine Mumie, die in rote Binden gehüllt worden war. Es trug zudem einen roten Mantel, dessen Kragen wie ein steifer Schal am Nacken in die Höhe stand.

Das Gesicht war ebenfalls von Tüchern verborgen. Nur wer genau hinschaute, sah hinter dem dünnen Material die Umrisse. Es musste menschlich sein, das stand für Suko fest. Ob es dem einer Mumie glich, konnte er nicht erkennen.

Suko kam die Szene vor, als hätte sie jemand in den Raum hineingemalt. Sie atmete den Schrecken aus. Er roch den Tod, er sah die makabre Blutspur, die wie eine Perlenkette aus roten Tropfen ein Muster auf dem Boden hinterließ und dort endete, wo das rote Phantom den Killer in seinen Klauen hatte.

Wo das Monstrum den Mann verletzt hatte, sah Suko nicht, aber Felix konnte sich nicht bewegen.

Der Griff war zu hart und so angelegt, dass das Phantom ihm das Genick brechen konnte, wenn es mit Brachialgewalt zupackte.

Was konnte er für Felix tun? Den Stab ziehen, das bestimmte Wort rufen und damit die Zeit anhalten?

Es wäre möglich gewesen, aber das Schicksal hatte die Karten völlig anders gemischt.

Das Keuchen des Mafioso erfüllte die Halle. Die Geräusche veränderten sich, sodass Worte entstanden.

»Sie - sie haben alle, Inspektor. Nicht nur mich, auch meine Frau, meine Kinder. Er hat sie geholt, das weiß ich. Er hat nicht gelogen. Er hat sie und er wird auch mich vernichten. Er will uns alle töten, er will nicht, dass wir am Leben bleiben. Seine Rache soll schrecklich sein. Es ist so grauenhaft…«

Suko glaubte an keinen Bluff. Es stand allerdings auch fest, dass er nicht eingreifen konnte. Wenn er hier und jetzt etwas tat, würde er

eine Maschinerie in Gang setzen, die er nicht mehr stoppen konnte, die dann die Menschen überrollte und sie vernichtete.

Der Inspektor nickte. Es waren beruhigende Bewegungen, zu denen er noch einen Kommentar sprach.

»Also gut, ich habe begriffen. Ich werde nichts tun. Aber ich möchte wissen, wie es weitergeht.«

»Weg…«, keuchte der Killer. »Er will mich wegschaffen. Ihr könnt nichts tun, er…«

»Wohin?«

»Es gibt ein Lager…«

Aussprechen ließ das Phantom den Mann nicht. Er zerrte ihn zurück, war sehr bald an der Tür und auch verschwunden.

Bevor Suko eine weitere Frage stellen konnte, sah er von beiden nichts mehr. Vor dem Haus auf der großen Freitreppe schienen sie sich aufgelöst zu haben.

Suko blieb auf der obersten Stufe stehen. Gegen sein Gesicht schien die warme Septembersonne. Er sah die Umgebung, die Bäume mit dem schon angefärbten Laub, und um seine Lippen zuckte es.

Ein Zeichen der Niederlage. Er hatte verloren, das Phantom und seine Geisel waren verschwunden, wie aufgelöst.

Phantome kamen, Phantome verschwanden. Das musste einfach sein, deshalb auch ihr Name.

Sie lösten sich auf, sie standen unter dem Einfluss magischer Kräfte. Es war kein Auto zu hören, das die unmittelbare Nähe des Hauses verließ, und dem Phantom war es zudem gelungen, das Haus trotz der Bewachung ungesehen zu betreten.

Er drehte sich um, als er die Schritte hörte. In Begleitung seiner Helfer kam Logan Costello. Die Männer wirkten lächerlich, weil sie ihre Waffen gezogen hatten. Es sah so aus, als wollten sie mit Kanonen auf Spatzen schießen.

Costello duckte sich leicht, als er auf Suko zuging und vor ihm stehen blieb.

»Weg?«, fragte er.

»Ja. Beide sind verschwunden.«

Costello richtete den Blick seiner Eisaugen auf den Inspektor. »Und Sie haben nichts geschafft?«

»Stimmt. Ich wollte es vielleicht nicht. Noch lebt Felix Picarotta. Hätte ich eingegriffen, wäre er möglicherweise tot. Das wollte ich auf keinen Fall riskieren.«

Der Mafioso winkte wütend ab. »Na und? Wäre das für uns nicht besser gewesen? Dann hätten wir es hinter uns gehabt. So aber müssen wir uns weiter plagen.«

Suko runzelte die Stirn. »Ich verstehe Ihre Gedankenwelt nicht, Costello. Aber das werde ich wohl nie können, weil wir nicht auf der

gleichen Ebene liegen. Tun Sie mir einen Gefallen und halten Sie sich da raus. Ich erledige alles weitere.«

Costello lachte, bevor er fragte: »Wie denn? Wie wollen Sie denn noch etwas erledigen?«

»Ganz einfach. Ich werde mir das Phantom holen und hoffe, dass ich auch Ihren Mann lebend mitbringen kann. Ist das gut so?«

»Das schaffen Sie nicht.«

»Ich werde es aber versuchen. Ich will auch, dass er vor Gericht gestellt wird. Nur zu Ihrer Information, Costello.«

Der Mafioso winkte ab, schüttelte den Kopf und ging zurück ins Haus. »Tun Sie, was Sie nicht lassen können!«, rief er noch durch die offene Tür. »Ich habe das Gefühl, dass Sie diesmal verloren haben und indirekt auch Ihr Freund John Sinclair.«

Suko erwiderte nichts. Im Prinzip hatte Costello Recht. Das Phantom war einfach zu raffiniert, zu schnell und getrieben von einer Kraft, für die es kaum eine Erklärung gab.

Das alles war dem Inspektor bekannt, aber er wusste noch mehr. Die Worte des Phantoms hatte er sehr gut behalten. Diesem Wesen war es gelungen, den Killer zu schnappen. Darauf aber wollte es sich nicht verlassen, denn es hielt zusätzlich noch einen zweiten Trumpf fest.

Picarottas Frau und die beiden Kinder!

Er hatte von einem Lager gesprochen. Vielleicht war es schon zu viel gewesen. Möglicherweise hatte sich das Phantom deshalb so rasch mit seinem Opfer zurückgezogen.

Suko wollte der Sache nachgehen. Und wenn es ein Zigeunerlager gab, in dem die Familie des Killers gefangen gehalten wurde, dann würde er es finden.

Falls sein Freund John Sinclair nicht schneller gewesen war…

***

Der quer stehende Wagen hatte tatsächlich das Ende des Weges markiert. Dahinter war ein großer Platz, der zu den Uferauen gehörte und sich bis zum Fluss hinzog.

Die Menschen hatten hier ihr Lager aufgebaut. Es standen Wohnwagen in Kreisform zusammen, es gab auch große Zelte. Ich sah die Autos, auch eine große Kochstelle im Freien fiel mir auf.

Nur Menschen entdeckte ich dort nicht.

Das Lager kam mir vor wie leer gefegt. Die Fahrzeuge waren verlassen. Der Wind blies über den Platz, als wollte er eine traurige Melodie spielen. Ich hörte das Rauschen des Flusses wie den dazu passenden Gesang.

Dann drehte ich mich um.

Der Alte kam mir nach. Ein Vorteil. So konnte ich ihn fragen, weshalb das Lager so ausgestorben war.

Er schlurfte auf mich zu, den Blick fest auf mein Gesicht gerichtet. Dann glitt ein Lächeln über seine Lippen. Als er dann vor mir stehen blieb, zupfte er sein Jackett zurecht.

»Bitte?«, fragte ich.

»Du wunderst dich, nicht wahr?«

»Ist das ein Wunder? Ich habe damit gerechnet, hier Menschen vorzufinden. Ich sehe das Gegenteil von dem. Es ist alles ausgestorben. Es kommt mir vor, als wäre alles nicht wahr. Ich stehe in einem Raum, wo sich Vergangenheit und Gegenwart begegnen.«

»Wieso?«

»Auf der einen Seite sehe ich die Fahrzeuge, auf der anderen das Feuer und nicht weit entfernt den Pfahl, der wie ein Mahnmal oder ein Totem aus dem Boden ragt.«

»Warum sagst du nicht Marterpfahl?«

»Ist es denn einer?«

»Nicht direkt ein Marterpfahl, nur ein altes Stück Holz, mehr nicht.«

»Weshalb habt ihr ihn aufgestellt?«

»Es musste so sein.«

»Das ist keine Antwort.«

Kirtu kam noch näher. »Manchmal tut man Dinge, um zu überleben. Du hast dies leider nicht getan. Du hast dich einfach zu weit vorgewagt, verstehst du?«

Ich hob die Schultern. »Es ist schwer für mich. Ich sehe es anders. Ich befinde mich in einem von Menschen verlassenen Lager. Ich begreife es nicht.«

Der alte Mann nickte einige Male, bevor er mir zuwinkte. »Komm mit, ich möchte dir etwas zeigen.«

»Was?«

»Folge mir.«

Ich wusste nicht, ob ich ihm trauen konnte. Nur hatte ich keine Alternative und ging deshalb hinter ihm her. Er bewegte sich auf das große Zelt zu.

Es war natürlich ein Eingang vorhanden. Ein Stück Plane, mehr nicht.

Sie musste zurückgeschlagen werden, was der alte Mann auch tat, mir zu nickte und mich aufforderte, das Zelt zu betreten.

»Nach dir, Kirtu!«

»Du bist misstrauisch.«

»Das bleibt nicht aus.«

Er atmete seufzend, als er sich bückte und vorging. Ich blieb ihm auf den Fersen. Die Dämmerung des Zelts schluckte uns. Es war so hoch, dass ich normal stehen konnte.

Und es erschien mir auf den ersten Blick leer.

»Da sind sie!«

Kirtu war in die Tiefe des Zeltes hineingegangen, wo es noch dunkler war, weil es keine Fenster gab.

Ja, dort lagen sie.

Ich blieb stehen, ballte meine Hände zu Fäusten, obwohl ich im ersten Augenblick nicht wusste, was ich mit der dunkelhaarigen Frau und den beiden Kindern anfangen sollte.

Ein Mädchen und ein Junge rahmten die Frau ein. Beide ebenso bewegungslos wie die erwachsene Frau.

Kirtu ließ mich eine Weile gewähren. Ich hörte ihn schwer atmen, bis er schließlich fragte: »Ist dir jetzt einiges klar geworden?«

»Nein, noch nicht. Ich kenne die Menschen nicht. Gehören sie zu eurer Sippe?«

»Es sind Fremde.«

»Die schlafen?«

Der Alte musste lachen. »So kann man es auch irgendwie ausdrücken. Aber schlafen ist etwas anderes. Diese Frau mit ihren Kindern steht unter einem fremden Einfluss. Es gibt eine Macht, die sie in den Klauen hält. Es ist die Macht der Rache…«

»Das begreife ich nicht.«

Kirtu räusperte sich. »Zu dieser Familie gehört auch ein Mann. Er heißt Felix Picarotta. Er saß am Steuer des Wagens, als eines unserer Kinder überfahren wurde. Ihn trifft die Schuld und…«

Jetzt begriff ich allmählich, was der Mann damit meinte. »Moment mal, Kirtu. Soll das etwa heißen, dass ihr euch an der Familie dieses Mannes rächen wollt?«

»Ja, auch seine Kinder müssen sterben.«

»Das darf doch wohl nicht wahr sein!«

»So wollen es die alten Gesetze. Wir haben das rote Phantom herbeigeholt. Es wird unseren Auftrag erfüllen. Es hat die Zwischenwelt verlassen, um uns zur Seite zu stehen. Für die Familie gibt es kein Zurück. Niemand kann daran etwas ändern.«

Ich hörte zwar zu, hatte mich aber gebückt und untersuchte die beiden Kinder. Wie auch die Frau lagen sie in einem tiefen Koma und würden auch nicht erwachen, wenn ich sie schüttelte.

Sehr langsam richtete ich mich wieder auf. »Gut, ich lasse das so stehen. Doch ich will mehr wissen. Du befindest dich hier im Lager. Du bist so etwas wie ein Wächter. Du passt auf, das alles so bleibt. Aber wo sind die anderen?«

»Weg!«

»Weshalb?«

Er hob die Schultern. »Das Phantom wollte es so. Sie sind weg und trotzdem da.«

»Ach ja?«

»In ihren Wagen. Sie liegen dort in einem magischen Schlaf und

werden erwachen, wenn die Zeit reif ist. Das Phantom wird dafür sorgen, es wollte kein Risiko eingehen.«

»Das will ich auch nicht. Eine andere Frage noch. Ich kenne Ivana. Liegt sie auch in einem der Wagen und schläft?«

»Das ist gut möglich.«

»Ja oder nein?«

Der Mann hob die Schultern. »Lass es sein, du wirst keine Antworten bekommen. Wenigstens nicht die, die du erwartest.«

»Was geschieht, wenn ich die Frau und ihre beiden Kinder einfach mitnehme?«

»Wohin? Du kannst sie nicht alle drei auf einmal tragen. Und du hast kein Fahrzeug.«

»Es stehen genügend herum. Auch Autos, die durch das Gelände fahren können, sodass ich nicht unbedingt auf dem Weg bleiben muss. Es kommt mir gelegen, dass die Menschen in einen magischen Schlaf versunken sind. So kann ich schneller sein als das rote Phantom.«

»Niemand ist schneller.«

»Woher weißt du das?«

»Ich kenne mich aus. Ich habe aus den alten Überlieferungen und Riten gelernt. Das rote Phantom ist der Geist der Rache, der in einer Zwischenwelt lebt. Ein Dschinn aus dem Orient, dem unsere Urahnen auf ihren Wanderungen begegnet sind. Ein großer Geist, einer, der zu uns steht. Nur von bestimmten Menschen kann er beschworen werden. Immer nur vom Ältesten der Sippe.«

»Von dir, Kirtu?«

»Ja, ich habe ihn beschworen. Ich musste es tun, als man den Jungen überfuhr. Wer uns ein derartig großes Unrecht antut, muss mit der Bestrafung rechnen, wie sie schon vor langer, langer Zeit üblich gewesen ist. Wir haben nichts vergessen, überhaupt nichts. Ich habe das rote Phantom beschworen, ich habe dafür gesorgt, dass sich der Geist manifestieren konnte…«

»Einen Augenblick, Kirtu«, unterbrach ich ihn. »Wie soll er sich manifestieren?«

»Er kann sich Körper aussuchen.«

»Aha, dann…«

»Nein, rede nicht weiter. Bleib ruhig, denn du wirst alles erleben, mein Freund.« Kirtu drehte den Kopf. »Spürst du es nicht?«, flüsterte er mir dabei zu.

»Was soll ich spüren?«

Der alte. Mann streckte eine Hand aus und spreizte die Finger. Es sah aus, als wollte er jemanden segnen. »Er ist da, ja, er ist da. Ich habe es genau gemerkt.«

»Das Phantom?«

»Sicher.«

»Wo ist es?« Es stand eigentlich fest, dass es sich nur auf dem Platz befinden konnte. Ich wollte dorthin laufen, aber Kirtu hielt mich am Arm fest.

»Nicht so eilig, Fremder, nicht so eilig! Es ist da, du wirst es sehen, wenn sie zur Hinrichtung schreiten.«

Erst hatte ich danach fragen wollen, was er damit meinte. Sekunden später bekam ich es mit eigenen Augen zu sehen, denn die Frau und ihre beiden Kinder bewegten sich.

Sie reagierten nicht so wie Schlafende, die aus dem tiefen Traum erwachten. Es drang auch kein Stöhnen über ihre Lippen, sie zogen die Beine ein wenig an, drehten sich dann zur Seite und stemmten sich auf die Handflächen.

Gemeinsam standen sie auf!

Die Frau trug ein helles Kleid, bei dem mit Stoff nicht gespart worden war, und war eigentlich geschnitten wie im Zigeunerlook.

Ich konzentrierte mich auf ihr Gesicht, in dem ich nichts las. Es blieb glatt und auch in ihren Augen war keine Gefühlsregung zu erkennen. Der runde Kopf glich dem einer Puppe.

Die Frau wartete auf ihre beiden Kinder. Der Junge blieb noch hocken, das Mädchen stand zuerst auf.

Vom Gesicht her glich es der Mutter. Nur wuchs sein dunkles Haar in Locken auf dem Kopf, wo es einen schwarzen Kränz gebildet hatte. Zwei Grübchen auf den Wangen zeugten vom vielen Lachen der Person. Jetzt aber war das Gesicht so puppenhaft ernst und glatt.

Auch der Junge erhob sich. Dabei drehte er sich einmal, als wollte er für die letzte Bewegung Schwung holen. Er blieb auf den Beinen und ging der Mutter entgegen, die beide Hände ausgestreckt hatte, um die Kinder an sich zu nehmen.

Sie fassten zu. Rechts der Junge, links das Mädchen.

Neben mir stand Kirtu und nickte. Eine stumme Ouvertüre für seine folgenden Worte, die mich hart trafen und unter die Haut gingen. »So gehen sie jetzt zur Hinrichtung…«

Ich blieb stumm.

»Schau sie dir noch einmal an. So wirst du sie bald nicht mehr lebend sehen.«

»Irrtum, Kirtu. Solange ich mich hier im Lager aufhalte, werde ich nicht zulassen, dass diese Menschen sterben.«

»Das kannst du nicht verhindern.«

»Bist du so sehr von dem roten Phantom überzeugt, Kirtu?«

»Ja, denn ich habe es geholt.«

»Klar, und ich werde es vernichten!«

Es wurde Zeit für mich, dass ich der Familie folgte, die schon den Ausgang erreicht hatte. Der Junge schlug die Klappe zurück.

Sehr rasch war ich hinter ihnen. Mir gelang ein erster Blick auf den

freien Platz und plötzlich hatte ich nicht mehr das Gefühl, hier unbedingt als Sieger wegzugehen, denn es hatte sich einiges verändert…

***

Es war ein brutaler Griff und er erwischte Jane Collins am Hals, wo er ihr die Luft abschnürte. Jane würgte noch, während der Mann weitermachte und den Gurt löste, damit er die Fahrerin ins Freie zerren konnte.

Die Detektivin hatte keine Chance. Dieser verdammte Griff zerrte sie zurück, sie kippte nach hinten, stieß noch mit dem Kopf innen gegen die Dachkante, dann purzelte sie aus dem Golf, wobei der Kerl ihre Kehle endlich losließ und Jane sich wieder bewegen konnte und auch Luft bekam. Sie rollte so weit über den Boden, bis sie auf dem Rücken zu liegen kam, in die Höhe schaute und das Messer über sich sah.

Es stach wie eine spitze Spiegelscherbe nach unten, brauchte nur eine Armlänge zu fallen, um sie zu erwischen.

Jane trat zu.

Sie hebelte den Kerl von den Beinen, der mit einer derartigen Aktion nicht gerechnet hatte. Jane sah ihn fallen. Ihr blieb jedoch keine Zeit, die Pistole aus der Handtasche zu zerren, weil sie auf den Nebensitz hätte greifen müssen.

Deshalb ging sie ihn an.

Ein Tritt traf seine nackte Schulter und schleuderte ihn hoch, dann in ein Gebüsch. Der zweite Tritt presste ihm die Luft aus den Lungen, den dritten wehrte er mit einem Gegenschlag ab. Ein stechender Schmerz durchzog Janes Bein.

Jetzt taumelte sie zurück, fing sich, als sie mit den Armen ruderte und nicht verhindern konnte, dass der Mann auf die Beine gelangte. Sein glänzendes Messer hatte er nicht losgelassen. Bevor er mit dieser Waffe auf Jane zielen konnte, war die Frau um den Golf herumgehuscht und stand an der anderen Seite.

Dort riss sie die Beifahrertür auf, schnappte ihre Handtasche, kam leider nicht dazu, die Astra hervorzuzerren, denn mit einem geschmeidigen und tigerhaften Sprung hatte der Mann mit dem Stirnband das Wagendach erreicht, um den Angriff von oben zu starten.

Jane flog zurück. Federndes Buschwerk fing sie ab, dann hielt sie die Waffe fest und zielte schräg in die Höhe.

Der Mann war noch nicht gesprungen. Er starrte Jane Collins an, schüttelte leicht den Kopf, was die Detektivin irritierte, denn er hätte längst sein Messer oder Kurzschwert schleudern können. So viel Zeit hatte er noch immer gehabt.

Nun aber stand er da, ohne sich zu rühren. Die Spitze der Waffe wies

schräg in die Tiefe.

»Wer bist du?«, flüsterte er.

Jane lächelte. »Komm erst einmal runter, du Macho. Und weg mit dem Schwert!«

Er warf die Waffe tatsächlich weg, sodass Jane ein Stein vom Herzen fiel. Mit beiden Füßen gleichzeitig landete er im feuchten Gras und hob freiwillig die Hände.

Hatte dieser Mann eine so große Angst vor der kleinen Pistole? Das konnte Jane kaum glauben.

»Wer bist du denn?«, wiederholte sie fast seine Frage.

»Yago!«

»Ein außergewöhnlicher Name. Ich hoffe, du bist nicht so böse und intrigant wie der Yago aus der Oper Othello.«

»Kenne ich nicht.«

»Ist auch egal. Okay, Yago, du hast mir aufgelauert. Du wolltest mich töten, du…«

»Nein, ich…«

»Warum hast du mich aus dem Wagen geholt? Was ist los? Wer ist dein Feind, Yago?«

Der Mann mit dem Stirnband suchte nach Worten. »Ich will nicht, dass man ihr ein Leid antut, denn ich liebe sie.«

Auf Janes Stirn bildete sich eine steile Falte. »Sorry, aber ich weiß nicht, von wem du sprichst.«

»Ivana.«

»Die Frau, die…«

»Ja!«, heulte er, »ja, die Frau, die deinen Freund besucht hat. Sie soll mit keinen anderen Männern Kontakt haben. Sie gehört mir, ich will sie allein. Verstehst du? Du und der Blonde, der tatsächlich gekommen ist, um sie wegzuholen, der…«

»Das ist doch Unsinn!«

»Nein. Ivana hat ihn gewarnt. Er wollte nicht hören. Wahrscheinlich war er von ihr fasziniert, wie es die meisten Männer sind. Jetzt ist er doch gekommen, ich habe es geahnt. Er konnte sie einfach nicht vergessen, diese Frau. Ich habe deshalb auf der Lauer gelegen. Ich hole jeden zurück, der es wagt…«

»Du redest Unsinn«, erklärte Jane, »sogar großen Unsinn. John Sinclair ist auch wegen Ivana gekommen, aber nicht, weil er sie anmachen will, sondern wegen bestimmter Erfahrungen und wegen eines bestimmten Falls, in dem ein rotes Phantom die Hauptrolle spielt. Hast du verstanden, Yago? Es geht uns um das rote Phantom, vor dem Ivana John Sinclair gewarnt hat. Er will es stellen, das ist alles.«

Yago überlegte. Schließlich schüttelte er den Kopf. »Nein, nein! Niemand kann das rote Phantom stellen und zerstören. Es ist den

Menschen einfach überlegen. Hast du das nicht gewusst?«

»Es soll nicht mehr morden. Um mehr über das Phantom zu erfahren, will John Sinclair noch einmal mit Ivana reden und mit allen, die hier im Lager sind. Es darf keine privaten Rachefeldzüge geben. Wenn so etwas Schule macht, wäre dies das Ende eines normalen Zusammenlebens. Ich hoffe, dass ich mich klar genug ausgedrückt habe.«

Yago senkte den Kopf. Jane gab ihm die Zeit, nachzudenken, das musste auch sie.

Dass sie hier einem eifersüchtigen Gockel über den Weg laufen würde, hätte sie nie gedacht. Natürlich konnte es sein, dass der Knabe ihr auch Theater vorspielte, hundertprozentig trauen wollte sie ihm jedenfalls nicht.

Als Yago den Kopf hob, sprach er Jane mit leiser Stimme an. »Bei dir ist auch nicht alles in Ordnung«, sagte er. »Da stimmt etwas nicht, das spüre ich genau.«

»Ach ja?«

Während Jane lächelte, blieb er ernst. »Ja, es gibt da Dinge, die mich seltsam berühren.«

»Und welche bitte?«

»Von dir geht etwas aus!«

»Was denn?«

Yago bewegte unruhig seine Hände. »Ich weiß es auch nicht. Aber es ist etwas da, das nicht jeder Mensch besitzt. Ich spüre es genau. Du bist nicht so wie die anderen. Da steckt noch einiges tief in dir, von dem du vielleicht nichts weißt. Eine Kraft…«

»Möglich.«

»Ja, wer bist du?«

»Jane Collins.«

»Und wer noch?«

»Tut mir Leid. Ich bin keine zweite Person. Ich lebe auch nicht auf zwei Ebenen. Ich kann mich nicht verdoppeln…«

Yago hatte den Kopf schief gelegt. »Und trotzdem merke ich die gleiche Strömung wie bei Ivana. Ja, es gibt zwischen euch eigentlich keine Unterschiede. Auch sie strahlt etwas Fremdes ab. Es ist wie eine Erinnerung, die mich überfallen hat. Du und Ivana - irgendwo seid ihr euch gleich. Nur weiß ich nicht…«

»Dann sollten wir sie selbst fragen«, meinte Jane. »Oder erzähle du mir von Ivana.«

»Sie stammt aus einem sehr alten Geschlecht«, flüsterte Yago. Sein Gesicht nahm einen sehr versonnenen und irgendwie entrückten Ausdruck an. »Sehr alt ist das Geschlecht, aus dem viele Persönlichkeiten hervorgegangen sind. Eine ihrer Vorfahren ist damals zur Schwarzen Zigeunerkönigin gekürt worden. Eine mächtige Frau,

kann ich dir sagen. Eine Person, die auch Blicke in die Welt der Dämonen werfen konnte, die sogar das Zwischenreich liebte. Es gab Menschen, die für diese Frauen einen bestimmten Namen hatten.«

»Hexe?«, fragte Jane.

»Ja, Hexe.« Er nickte heftig. »Darauf wollte ich hinaus. Ivana und du, ihr strahlt etwas ab. Ich kann mir vorstellen, dass auch du zu den Hexen zählst.«

»Ich war eine«, gab Jane zu.

Yago sah aus, als wollte er ihr gleich um den Hals fallen. Er freute sich diebisch. »Ich wusste es, ich habe es gespürt.« Bei jedem Wort stieß sein Arm vor und dann wieder zurück. »Ja, ich habe es sehr genau gespürt, das kann ich dir sagen.«

»Und wie stehst du zu mir?«

Sein Gesicht verklärte sich. Der scharfe Ausdruck verschwand und schuf einem nahezu kindlichen Platz. »Ich liebe Hexen. Ich mag sie deshalb, weil sie mich lehren können, wie man in die anderen Reiche gelangt. Ich muss mich bei dir entschuldigen, dass ich dich angriff, aber ich wusste leider zu spät Bescheid.«

»Macht nichts«, sagte Jane. »Ist ja noch mal gut abgelaufen. Ich möchte dir einen Vorschlag machen.«

»Wie soll ich dich anreden? Warst du auch einmal eine Hexenkönigin oder gab es in deinem Ahnenkreis…«

»Keine Sorge, damit bin ich nicht belastet. Du kannst mich Jane nennen. Einfach nur Jane.«

»Sag das nicht.« Er verbeugte sich. »Es ist ein schöner Name. Ein sehr schöner.«

»Danke. Darf ich meine Waffe an mich nehmen?«

»Bitte.«

Jane hob das blanke Schwert auf, ließ ihre Pistole verschwinden und sah sich wie in einem Spiegel.

Die Umrisse ihres Gesichts zerfaserten, als würden sie von der Fläche allmählich aufgesaugt werden.

Irgendetwas stimmte nicht mit dieser Waffe. Jane glaubte auch, ein gewisses Kribbeln zu spüren, das vom Griff her durch ihre Hand lief und sich innerhalb der Klinge ausbreitete.

Woher stammte die Waffe?

Yago hatte Janes Unsicherheit bemerkt. »Ist etwas nicht in Ordnung?«, fragte er und seine Stimme hörte sich dabei besorgt an.

»Schon, ja, aber…«, Jane hob die Schultern. »Ich hätte gern gewusst, von wem die Waffe stammt. Wer hat sie dir gegeben?«

»Ivana!«

»Was?«

»Ja, Jane, ja.« Yago nickte heftig. »Sie gab mir die Waffe, damit ich sie in Ehren halte. Sie ist etwas Besonderes, denn sie stammt von

einem uralten Spiegel, den die Zigeunerköniginnen früher besessen haben. Der Spiegel ist leider zerstört worden, doch eine Scherbe wurde weitergegeben. Ein Stück Vergangenheit und auch sehr mächtig, wie mir Ivana gesagt hat. Ich verwahre sie gut. Ich hätte sie auch niemals aus der Hand gegeben, wenn ich bei dir nicht das gleiche Fluidum gespürt hätte wie bei Ivana. Die Hexenkräfte sind zu…«

»Schon gut«, sagte Jane. Für ihren Geschmack redete der Knabe zu viel. »Ich möchte dich noch nach Ivana fragen.«

»Gern.«

»Sie ist ja zu John gekommen, um ihn zu warnen. Das weißt du, Yago, nicht wahr?«

»Sicher.«

»Dann wird sie auch über das rote Phantom sehr genau Bescheid wissen. Wenn du mich zu ihr führst, könnte sie mir erklären, was es mit dem roten Phantom auf sich hat und…«

Das Lachen des Mannes gefiel Jane überhaupt nicht. Sie sprach nicht mehr weiter und wartete, bis sich Yago beruhigt hatte.

Das geschah nach einem tiefen Luftholen. Er japste noch einmal, dann schaute er Jane aus feuchten Augen an, denn das Lachen hatte ihm die Tränen hineingetrieben.

»Entschuldige, aber ich konnte nicht anders.«

»O bitte. Ich freue mich immer, wenn jemand lacht. Aber was war denn der Grund?«

»Deine Frage nach dem Phantom!«

Jane schüttelte den Kopf und hob gleichzeitig die Schultern. »Ist die so ungewöhnlich?«

»Sehr sogar.«

»Dann gib mir eine Antwort!«

Die bekam Jane Collins auch. Was ihr Yago dann erzählte, ließ sie beinahe an ihrem Verstand zweifeln…

***

Der neue Mittelpunkt war das rote Phantom!

Ich kannte es ja von seinem hinterlistigen Angriff her und es erinnerte mich abermals an eine Mumie, deren Körper mit in Ochsenblut getauchten Lappen umwickelt war, wobei die Tücher an seinem Kopf nicht so eng anlagen, da wellten sie sich, als befände sich zwischen dem Gesicht und dem Stoff noch Luft.

Der capeförmige Mantel verhüllte den Rücken wie ein Vorhang und der Schal hinter dem Nacken stand wie ein eckiger Schutz in die Höhe.

Geist - Mensch - Dämon?

Ich konnte mich für einen der Begriffe entscheiden und wurde den

Eindruck nicht los, dass es sich bei dieser Person um keinen Geist handelte, denn hinter den Tüchern verbarg sich ein Festkörper.

Die Menschen hatten ihre Wagen verlassen und einen Halbkreis gebildet. Sie standen in dieser Formation vor mir, aber hinter dem roten Phantom, das seine Rache eiskalt durchführen wollte und bereits damit begonnen hatte.

Ein Mann war an den Pfahl gebunden worden. Ich hatte ihn nie zuvor zu Gesicht bekommen, wusste aber, dass es sich bei ihm nur um diesen Felix Picarotta handeln konnte. Er also hatte den Wagen gefahren, mit dem das Kind getötet worden war.

Felix hatte schwer gelitten. Obwohl sein Kopf nach vorn gesunken war, konnte ich das Blut erkennen, das sich auf seinem Gesicht verteilte. Auch der Körper zeigte die roten Flecken. Der Mann selbst bewegte sich nicht, er war möglicherweise schon tot.

Damit wollte sich das rote Phantom nicht zufrieden geben. Es weitete seine Rache aus und nun war die Familie an der Reihe. Mutter und die beiden Kinder schritten den direkten Weg, dessen Ziel der Pfahl mit dem daran gefesselten Vater war.

Ich wollte eingreifen, sie retten, aber die Bewegung stockte schon im Ansatz, denn Kirtu hatte mich sehr genau beobachtet. »Mach nichts, tu gar nichts.«

»Warum nicht?«

»Du kannst sie nicht retten. Du machst es höchstens noch schlimmer. Das ist eine Sache, die nur unsere Gruppe etwas angeht. Nichts für einen Fremden. Wir haben das rote Phantom geholt. Wir lockten seinen Geist aus dem Zwischenreich und wir müssen auch die Folgen für gewisse Dinge tragen, die nicht aufzuhalten sind.«

Daran glaubte ich leider auch, nur wollte ich mich nicht an Kirtus Worte halten, auch wenn ich zunächst nur im Zelteingang stand und ein Schatten innerhalb des mit grauen Lichts angefüllten Vierecks war, der nur beobachtete.

Das rote Phantom bewegte sich. Ich achtete besonders auf die Füße und darauf, ob sie den Boden berührten. Ganz sicher konnte ich es nicht sehen, es war durchaus möglich, dass es ging und gleichzeitig schwebte, denn ein Laut war nicht zu hören.

Kirtu schob sich an mir vorbei. Mir gelang ein Blick auf sein Gesicht. Ich hörte ihn laut atmen und auch das Funkeln in seinen Augen war mir nicht entgangen.

Er verließ das Zelt, was mir recht war, denn so konnte ich mich auf das konzentrieren, was vor mir ablief.

Die Familie wollte in den Tod gehen. Kirtu hatte Mutter und Kinder erreicht. Er sprach sie flüsternd an und schob sie auf das rote Phantom zu.

Sollte ich warten, bis die Familie diese unheimliche Gestalt erreicht

hatte?
Nein, ich musste vorher handeln. Das Aussehen des Vaters sagte mir genug. Ich dachte auch an unseren Kollegen Fahad, der sich ebenfalls zu weit vorgewagt und wahrscheinlich zu lange gezögert hatte.
Ich zögerte nicht.
Mit der rechten Hand holte ich den Silberdolch hervor. Noch war die Entfernung günstig für einen Wurf. So lief ich nicht in Gefahr, die Familie zu treffen.
Ich holte aus und schleuderte die Waffe!
Sie fegte durch die Luft, dicht über Mrs. Picarotta hinweg - und traf.
Der dumpfe Aufschlag erreichte selbst meine Ohren, als sich der Dolch dicht unter dem Hals der Gestalt in die Brust bohrte. Die Klinge verschwand bis zum Heft.
Ich erwartete einen Aufschrei, die große Panik, doch nichts davon trat ein.
Die Menschen blieben ruhig. Nahezu stoisch schauten sie zu, wie ihr großer Rächer zu Boden kippte und regungslos liegen blieb.
Es war geschafft!

***

Das Siegerlächeln konnte ich nicht unterdrücken, als ich mich aus dem Zelt löste und quer über den Platz schritt, verfolgt von zahlreichen Augenpaaren.
Nur Kirtu, der Alte, sprach. Er schüttelte dabei vorwurfsvoll den Kopf und flüsterte mir entgegen:
»Ich habe dir doch gesagt, dass ein Mensch es nicht schafft.«
»Abwarten.«
»Ja, das werden wir.«
Ich runzelte die Brauen, weil mich die Antwort hatte misstrauisch werden lassen. Sollte ich letztendlich doch verloren haben?
Am Pfahl blieb ich stehen und hob den Kopf des Mannes an. Ich hatte es nicht glauben wollen, aber Felix Picarotta lebte tatsächlich noch. Er befand sich nur in tiefer Bewusstlosigkeit.
Sein Kopf sank wieder nach vorn, als ich weiterging. Es hatte keinen Sinn, die Familie ansprechen zu wollen. Mutter und Kinder standen unter dem ungewöhnlichen Bann, der mich und den alten Kirtu nicht erwischt hatte.
Die Wucht des Aufpralls hatte das rote Phantom auf den Rücken geschleudert. Seine Kleidung war ineinander gefallen. Sie sah aus wie ein großer Ballon, aus dem die Luft herausgelassen worden war. Das gefiel mir überhaupt nicht.
Zuerst zerrte ich den Dolch hervor. Ich hatte dabei kaum Widerstand gespürt, fetzte mit der anderen Hand die Tücher dort zur Seite, wo sich das Gesicht hätte befinden müssen, und stand da wie der

begossene Pudel.

Es gab kein Phantom, es gab nur die rote Kleidung. Alles andere war verschwunden.

Mit den Füßen trat ich den Stoff zusammen, bekam gleichzeitig eine Gänsehaut, denn nun wusste ich, dass man mich geleimt hatte. Als Kirtu kam, knirschten seine Schritte in der Stille.

Ich drehte mich um, sodass ich ihn anschauen konnte. Mit ausgebreiteten Armen blieb er vor mir stehen. Beobachtet wurden wir von den anderen Menschen, die wie stumme Zuschauer in einem Theatersaal wirkten. Der Himmel hatte sich bezogen. Ein leichter Wind brachte den Geruch von Fäulnis mit, der in den feuchten Uferregionen lastete.

»Hatte ich es dir nicht gesagt? Du kannst das rote Phantom nicht besiegen. Niemand kann es.«

»Warum nicht?«

»Du bist ein Mensch, du gehörst nicht zu uns. Du besitzt nicht das Teil, das so wichtig ist.«

»Und wer hat es dann?«

Kirtu hob die Schultern. Er sah nachdenklich aus, bevor er wieder zu mir sprach. »Ich würde meinen, dass dies eine Chance gewesen ist, die du nicht verdient hast. Fahad wurde sie nicht gegeben, er musste sterben, das wissen wir auch. Man hat dich schon einmal gewarnt. Tu dir selbst einen Gefallen und geh von hier weg.«

»Ja, Kirtu, das werde ich auch.«

»Danke. Es ist eine gute Entscheidung.«

»Bestimmt. Nur werde ich nicht allein gehen. Ich nehme die Familie Picarotta mit. Vater, Mutter und die beiden Kinder. Ich will nicht, dass sie sterben.«

Kirtu begriff die Welt nicht mehr. »Aber das ist beschlossen!«

»Wer hat es gesagt?«

»Das rote Phantom!«

Ich wischte seine Bemerkung mit einer Handbewegung zur Seite. »Es interessiert mich nicht. Ich werde die Menschen retten. Das rote Phantom liegt dort. Schau dir die Lumpen an. Es war Bluff, reiner Bluff. Er ist vernichtet worden.«

»Aber, Fremder«, sagte Kirtu und sprach zu mir wie zu einem kleinen Kind. »Es ist nicht vernichtet, man kann es nicht töten. Glaub es mir doch endlich.«

Ich wollte ihm widersprechen, dazu kam ich nicht mehr, denn plötzlich hörte ich eine Stimme. Sie hallte über den Platz, als würde sie aus einem großen Lautsprecher dringen, der hoch über unseren Köpfen angebracht worden war.

»Kirtu hat Recht, man kann das rote Phantom nicht vernichten. Nicht du, John Sinclair!«

Ich schrak zusammen, denn gesprochen hatte eine Frau.
Ivana!

***

Der alte Kirtu stand in meiner Sichtweite und er nickte, als wollte er die Worte bestätigen.

Ich musste mir erst den Frosch aus meiner Kehle hüsteln, bevor ich sprechen konnte. »Ivana?«

»Ja. Du hast sie doch gesucht. Jetzt hörst du ihre Stimme. Sie ist vorhanden, sie ist hier.«

»Wo ist sie?«

Kirtu hob beide Arme. »Überall. Es gibt keinen bestimmten Platz, an dem sie sich aufhält. Du kannst sie überall und nirgendwo finden. Daran solltest du denken. Lass dir meine Worte durch den Kopf gehen. Die Wahrheit ist oft nicht leicht.«

»Gut gesagt«, erwiderte ich und nickte. »Sogar sehr gut gesprochen. Ich fange allmählich an, es zu begreifen. Ich habe das rote Phantom tatsächlich nicht getötet. War es eine Attrappe oder was hat mein Dolch dort durchbohrt?«

»Frage sie.«

»Gut gesprochen, Kirtu. Dann kann ich davon ausgehen, dass das rote Phantom noch existiert. Aber nicht als rotes Ungeheuer, sondern als eine bestimmte Frau.«

»Möglich…«

»Ist sie es? Ist Ivana das rote Phantom, Kirtu? Das will ich jetzt von dir wissen!«

Ich hatte ihn bewusst angesprochen, tatsächlich aber gehofft, von der Frau die Antwort zu bekommen. Das trat auch ein. »Ja, John Sinclair, ich bin das rote Phantom!«

»Dann zeige dich!«

Und sie kam.

Wer mit einem spektakulären Auftritt gerechnet hätte, der sah sich getäuscht. Zwar hatte sie es geschafft, ihrer Stimme einen ungewöhnlichen Klang zu geben, doch wie sie auf uns zuschritt, das sah lässig und gleichzeitig entspannt aus. So wie sie ging eine Frau, die genau wusste, was sie wert war und die sich auch als Siegerin sah.

Nicht einmal die Kleidung hatte sie gewechselt. Sie trug weiterhin den grauen, vorn offen stehenden Mantel, die weiße Bluse darunter, den modischen Rock.

Das dunkle Haar glänzte und die darin steckende Klammer zeigte die Farbe des dezenten Lippenstifts.

Eine Lady - aber auch ein Phantom? Ein Mörder?

Schwer vorstellbar, aber ich ließ mich nicht täuschen und wartete auf ihre Erklärung.

»Du glaubst mir nicht, John?«
»Es fällt mir schwer.«
»Ja, einem Außenstehenden immer. Du hättest meinen Rat befolgen sollen. Ich habe dich bei unserem zweiten Treffen nicht getötet, obwohl ich es hätte tun können. Ich schonte dich also, aber das werde ich jetzt nicht mehr tun. Ich kann dich nicht mehr schonen. Die Zeiten sind vorbei. Das rote Phantom ist beschworen worden und es kann als Rächer nur immer dann auftreten, wenn sich in der Mitte der Sippe eine Königin befindet, eine Person, die von der Abstammung her als Königin geeignet ist.«
»Das bist du?«
»Ich bin es tatsächlich. Eine meiner Urahninnen war eine große Zigeunerkönigin. Sehr mächtig, hoch angesehen. Ihr gelang es, den Weg in die Zwischenwelt zu finden, wo sich die Geister aufhalten und damit beschäftigt sind, die Erde und die Menschen zu beobachten. Sie flehte die Geister der Zwischenwelt um Hilfe an, wenn sie einmal gebraucht werden sollten. Und die Geister zeigten sich gnädig. Sie schickten das rote Phantom, einen aus ihrer Mitte, der dafür sorgen würde, dass jedwedes Leid der Sippe schrecklich gerächt wird. Es ist immer da gewesen, nur nicht sichtbar. Man musste es beschwören. Zusammen mit Kirtu habe ich es getan, als man ein Kind tötete. Die alten Regeln verlangen Rache. Auch Rache an denjenigen Personen, die uns bei unserem Vorhaben im Wege stehen. Es sind Männer gestorben, es werden noch mehr sterben, auch du, denn es gibt keine Waffe gegen das rote Phantom.«
Ich hatte schon den Mund offen, um etwas zu sagen, aber sie redete schnell weiter. »Verlass dich nicht auf dein Kreuz, John Sinclair. Du wirst es damit nicht schaffen. Der Dolch hat es nicht geschafft, er hat den Geist aus der roten Kleidung vertrieben, das ist alles. Aber er ist noch hier, er ist vorhanden, das schwöre ich dir.«
»Steckt er denn in dir, Ivana?«
»Nein, nicht in mir. Ich bin nur der Mittler. Ich habe schon immer vermittelt, wenn dir das etwas sagt. Ich erscheine und gehe wieder. Ich merke, wenn jemand Hilfe braucht. Verstehst du…?«
»Allmählich fange ich an«, gab ich murmelnd zurück. »Du hast schon immer geholfen.«
»Richtig.«
»Auch schon vor fünfzig Jahren und noch länger?«
»So ist es.«
»Dann bist du zwar Ivana, aber gleichzeitig noch mehr. Eine Person, die einmal die Zigeunerkönigin war und wohl niemals starb oder sterben konnte.«
»Nein, ich bin kein Zombie, wenn du das so sehen wirst. Irgendwie hast du schon Recht, denn die Zigeunerkönigin wird immer

wiedergeboren. Reinkarnation heißt es doch. Ich bin die Siebte in der langen Ahnenkette und nur die Person, die wiedergeboren wird, bekommt das Wissen um den roten Rächer und um dessen Beschwörung. Andere nicht, mein Freund. So bleiben wir immer die Ausnahmen.«

»Dann gibt es zwei. Du und der Geist!«

»Erfasst, John Sinclair.«

»Wo könnte er denn sein?«, fragte ich und fügte ein Lächeln hinzu. »Ich würde ihn gern sehen. Oder habe ich ihn durch meinen Treffer mit dem Dolch doch vernichtet?«

»Bestimmt nicht.«

»Wo hält er sich versteckt?«

Sie lächelte. »Es ist sein altes Versteck. Es ist ein Ort, wo er sich immer zurückziehen kann, wenn es sein muss, und er wird hervorkommen, wenn er es für richtig hält.«

»Ich möchte ihn jetzt sehen.«

»Du wirst Geduld haben müssen und…«

Da hörte ich einen Schrei.

Aber auch Ivana zuckte zusammen, denn eine Frau hatte ihn ausgestoßen.

Trotz des schrillen Klangs hatte ich die Stimme erkannt. Sie gehörte Jane Collins.

In den nächsten Sekunden geschah etwas, das ich nicht glauben wollte…

***

Jane und ihr Begleiter hatten den Wagen durchquert und einen günstigen Platz gefunden, um in Deckung zu gehen und den Stimmen lauschen zu können.

Der Ort, an dem sich das Geschehen abspielte, lag zum Greifen nahe vor ihnen, aber keiner von ihnen mischte sich ein, denn es war einfach zu ungewöhnlich und spannend.

Yago und Jane spitzten die Ohren. Unfreiwillig wurden sie aufgeklärt über geheimnisvolle Vorgänge, die tief in der Vergangenheit ihre Geburtsstätte gehabt hatten.

Da mischten sich Magie und Prophetentum, da war von Reinkarnation die Rede und von einer geheimnisvollen Zigeunerkönigin, mit der alles angefangen hatte.

John Sinclair und Ivana standen im Mittelpunkt. Sie beide waren die Gegner, was Yago nicht gefiel.

Jane hörte ihn flüstern. »Ich liebe sie doch. Ich liebe diese Königin. Schau sie dir an. Sie ist - sie ist einfach etwas Besonderes.« Mit der Zungenspitze fuhr er über seine Lippen. »Sie ist wunderbar. Ich - will sie haben und sie hat bereits zugestimmt, verstehst du? Ich kann keine

Rücksicht nehmen.«

»Wie meinst du das denn?«

Yago schwitzte. »Er darf ihr nichts tun, das darf er nicht.« Mit einer nervösen Bewegung strich er über das Stirnband. »Wenn er ihr etwas tun will, dann…«

»Bleib ruhig, bitte«, ermahnte ihn Jane. »Es wird alles gut gehen, glaube es mir.«

»Es war zu viel!«, brach es aus ihm hervor. »Hör doch, Sie reden über den Geist, über das Phantom.«

»Ich weiß.«

»Sie suchen es!«, hechelte Yago. »Sie - sie suchen das Versteck. Aber sie wissen nicht, wo! Das heißt, sie schon, aber er - ja«, dehnte er, »er hat keine Ahnung.«

Jane Collins entschloss sich spontan zu einer Frage. »Kennst du das Versteck denn?«

»Und ob ich es kenne.«

»Sagst du es mir?«

Yago drehte den Kopf. Er schaute in ihr Gesicht. Sie sah das Schimmern in seinen Augen, das sie eigentlich nur mit dem Begriff Wahnsinn umschreiben konnte.

Der Mann hatte sich verändert. Die Unterhaltung zwischen John und dieser Frau musste ihn verrückt gemacht haben.

»He, du…«

»Ich weiß es!«, keuchte er. »Ich weiß es…« Dann schlug er zu. Mit dem angewinkelten Arm und Jane sah den Ellbogen, der vor ihrem Gesicht erschien.

Sie schaffte es nicht mehr, den Kopf zur Seite zu drehen. Dicht neben ihrer Augenbraue erwischte sie der wuchtige Stoß und ließ Sterne vor ihren Augen platzen.

»Da ist es!«, keuchte Yago.

Obwohl Jane lag, bekam sie mit, wie der Mann nach der Spiegelscherbe griff, die die Form eines Messers hatte.

Jetzt wurde ihr alles klar.

Nur war es für sie zu spät, ihn aufzuhalten, denn er rannte bereits los, um John Sinclair zu töten.

Einen Warnschrei gab sie dennoch ab!

***

Ich hatte damit gerechnet, Jane Collins in höchster Gefahr zu erleben, doch das war nicht der Fall.

Stattdessen durchbrach eine Gestalt das Gebüsch, die ich zuvor nie zu Gesicht bekommen hatte.

Halbnackt, nur mit einer Hose aus imitiertem Tigerfell bekleidet, sogar barfuß, aber nicht ohne Waffe.

In seiner rechten Hand hielt er ein Messer oder ein Schwert, das hell strahlte.

Vielleicht auch eine Scherbe, die sich hinter dem Griff wie ein spitzes Dreieck fortsetzte.

»Ivana!«, brüllte er. »Ich habe sie! Ich habe die Waffe! Niemand wird dir ein Leid antun!«

Er rannte wie ein Irrer auf mich zu.

Ich wollte nicht, dass er in die unmittelbare Umgebung der Familie geriet, und lief ihm entgegen.

Die Lücke zwischen den Zuschauern hatte er gefunden. Dann riss er die Scherbe hoch und noch in der Bewegung begann sie damit, sich zu verändern.

War sie zuvor blank wie ein Spiegel gewesen, so nahm sie nun eine dunkelrote Farbe an.

Genau wie die Kleidung des Phantoms!

Und da wusste ich, wessen Geist in dieser gefährlichen Waffe steckte. Dort hatte er sich verborgen und er leitete die Hand dieses wahnsinnigen Mannes.

Ich flog zur Seite, als er zustieß, hatte Glück, denn die Klinge verfehlte mich.

Dafür erwischte sie den Boden, wo sie eine lange Flammenspur hinterließ.

Ich war wieder auf die Knie gekommen, hielt jetzt meine Beretta mit beiden Händen fest.

Nein, es hatte keinen Sinn, dem Mann eine Warnung zuzuschreien. Er würde sie nicht beachten.

So schoss ich.

Es wäre zu schwer für mich gewesen, die Waffe zu treffen. Stattdessen erwischte ich ihn.

Das geweihte Silbergeschoss jagte in seine Schulter und hinterließ dort eine tiefe Wunde. Blut strömte aus ihr hervor. Der Mann rollte zu Boden und sein rechter Arm schlug auf und nieder, als wollte er mit dem blutigen Schwert den Boden aufhacken.

Das aber folgte den anderen alten Gesetzen. Es sprengte die Faust, die sich um den Griff geschlossen hatte, und jagte wie ein spitzes Feuerdreieck dem neuen Ziel entgegen.

Mit einem schaurigen, grellen Lachen auf den Lippen fing Ivana die Waffe auf.

Nun war sie das Phantom!

Sie hielt das Kurzschwert mit beiden Händen. Etwas flackerte über ihr Gesicht, als wäre es der Widerschein irgendeines Lagerfeuers. Dann tat sie etwas, das mich erschreckte.

Sie kantete die Waffe und schnitt von oben nach unten längs durch ihr Gesicht.

Die Haut platzte auf, Blut quoll aus der langen Wunde und hatte auch die Waffe benetzt. »Er ist ich!«, rief sie. »Wir beide sind jetzt eins. Und wir treten an zum großen Kampf!«

Der Gegner war ich.

Ich erwartete Ivana auch, aber mit dem Kreuz in der linken Hand!

***

Fürchterlich sah sie aus, denn die Wunde in ihrem Gesicht hatte sich nicht geschlossen.

Ich konnte mir keinen Grund vorstellen, weshalb sie sich diese Verletzung überhaupt zugefügt hatte.

Die Antwort gab sie mir selbst. »Ich werde der Rächer sein, der rote Rächer. Mein Blut und sein Geist sollen ewig leben. Ich will nicht wiedergeboren werden, ich will mit ihm zusammen sein. Eine Symbiose des Schreckens werden wir eingehen.«

Ich schoss.

Es war nicht einfach, ich hatte mich sehr konzentrieren müssen, denn ich wollte nicht die Frau erwischen, sondern die verfluchte Klinge mit dem Geist des roten Rächers.

Die Kugel prallte ungefähr in der Mitte gegen das Schwert, wurde zu einem Querschläger und traf zum Glück keinen.

Das war also nichts.

Das Kreuz? Angeblich sollte es mir nicht helfen, wie Kirtu gesagt hatte. Er stand dabei und bewegte sich nicht.

Fasziniert schaute er zu, wie Ivana sich zum zweiten Mal das Gesicht aufschneiden wollte. Diesmal aber quer, von einem Ohr zum anderen.

Da erschien Jane Collins. Sie ging, aber sie taumelte, und sie lief von der Seite her auf Ivana zu.

Ich wollte sie wegscheuchen und sie bemerkte meine Bewegung schon im Ansatz.

»Nein, John, nicht! Lass mich bitte! Ich weiß genau, was ich tue. Ich weiß es!«

Sollte ich ihr glauben?

»Du wirst sie nicht töten, Hexe! Du wirst sie nicht vernichten!« Der Angeschossene schrie. Er wollte auf die Beine kommen, stolperte aber, fiel wieder hin und versuchte es erneut.

Ich behielt ihn im Auge sowie die beiden Frauen, die sich gegenüberstanden.

Jane hatte die Arme erhoben. Sie starrte Ivana ins Gesicht und sagte Worte, die ich nicht begriff.

»Yago hat es gespürt, Ivana. Er hat mich auf die Idee gebracht. Irgendwie sind wir gleich. Auf eine gewisse Art und Weise sind wir Hexen. Du und ich. Nur stehe ich auf der anderen Seite, verstehst du das? Ich will mit der Hölle und ihren Kreaturen nichts mehr zu tun

haben. Ich habe ihnen abgeschworen. Doch tief in meinem Innern lodert noch das alte Feuer, das ich nun gegen dich richte!«

Ivana hatte sich nicht bewegt und auch nicht die Klinge quer durch das Gesicht gezogen.

Doch die Waffe tötete sie trotzdem.

Es mussten Janes übersinnliche Kräfte gewesen sein, die dafür sorgten, dass mit der Klinge etwas geschah.

Als ganze Scherbe ragte sie aus dem Griff. Bis wir alle das Splittern hörten, als sie zerbrach.

Ich zählte die Teile nicht, die sich wie Stacheln in den Körper der Ivana bohrten und sie töteten. Die Frau sackte zusammen, sie fiel schwer auf die Knie, dann hörten wir ein furchtbares Keuchen, als sie auf den Bauch fiel, als wollte sie sich die Scherben noch einmal besonders tief in den Körper rammen.

Nun erst ging ich hin, blieb neben Jane stehen und legte ihr eine Hand auf die Schulter.

»Das war sie«, sagte sie und deutete auf die Reste, die aus einem Körper und den Scherben bestanden.

Rot wie Blut war der Klumpen, als ich ihn mit der Fußspitze antippte. Der böse Geist des toten Phantoms hatte seinen weiblichen Mentor gefressen. Dank der noch vorhandenen Kräfte einer gewissen Jane Collins, die einmal eine Hexe gewesen war.

Sie lehnte sich an mich, als wir die ersten Stimmen der Menschen hörten. Ich sah, wie Kirtu wegging und sich um den Verletzten kümmerte. Ein alter Fluch war gelöscht worden und Jane flüsterte:

»Yago brachte mich auf die Idee. Er spürte, dass etwas von mir ausging, das ihm bekannt vorkam. So habe ich es dann versucht.«

Ich nickte. »Es war gut, dass du es getan hast. Sehr gut sogar…«

Dann kümmerten wir uns gemeinsam um die Familie Picarotta. Felix hatte überlebt. Ob er reden und was mit ihm werden würde, das mussten die Kollegen entscheiden.

Für uns war der Fall gelaufen…

ENDE